

A.O. SCHWEDÉ



Ist er nicht
der Zimmermann?

Biblische Geschichten –
für Kinder neu erzählt:

Alfred Otto Schwede will all
denen eine praktische Hilfe
geben, die für die christliche
Unterweisung der Kinder
verantwortlich sind, also auch
Eltern und Paten!

Unkonventionell seine Art
zu erzählen: „Dienergespräch“,
„Briefwechsel“, „Klatsch
am Brunnen“, „Monolog
des einsamen Wanderers“.

Nicht auf Vollständigkeit
kommt es ihm an: Er gestaltet
die einprägsamsten und in
ihrem Verkündigungsgehalt
stärksten Kapitel aus den vier
Evangelien und dem Anfang der
Apostelgeschichte.

Der „Einstieg“ ist wichtig!
Denn hier entscheidet sich
bereits, ob die jungen Leser
und Zuhörer gefesselt werden
oder sich gelangweilt abwenden.
Entscheidend aber bleibt die
Aussage! Die Form wird nicht
Selbstzweck. Die zahlreichen
Illustrationen – mit ihnen will
Kurt Eichler die biblische
Botschaft auf seine Art
weilersagen. Unsere Kinder
werden die Erzählungen gern
hören oder selbst lesen.

Alfred Otto Schwede

Ist er nicht der Zimmermann?

Alfred Otto Schwede

Ist er nicht der Zimmermann?

Biblische Geschichten



Evangelische Verlagsanstalt Berlin

Schutzumschlag, Einbandgestaltung und Textzeichnungen
von Kurt Eichler
Typographie Heinrich Grote

Vertrieb in Westdeutschland und Westberlin nicht gestattet
Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Berlin 1964. Vierte Auflage
Lizenz 420.203-238-64. ES 2D. H1738. III-18-127.
Alle Rechte vorbehalten



Nein, der Hirt war nicht betrunken!

„Ich habe das Licht meiner Augen in meiner Jugend verloren“, sagte der Mann, der neben der Tür eines kleinen Hauses zu Bethlehem im Schatten saß, „ich sehe nur noch Bilder in mir, es ist wie ein Erinnern. Ich gehe gern durch die Nacht, wenn alles schläft – mir ist der hellste Sonnentag wie Nacht.

Seht, da ist es geschehen.

Heute nacht – nein, es war schon gegen Morgen.“

Die Menschen blieben vor dem Erzählenden stehen, der den Blick so seltsam nach oben richtete. Fremde waren unter den Zuhörern – die ganze Stadt war ja voller Fremder, die doch wieder keine Fremden waren, sondern ihrem Geschlecht nach hierher gehörten.

Der römische Cäsar ließ das Volk der Juden zählen, einen jeden in seiner Stammesstadt. So war auch die letzte kleine Kammer besetzt. Die Menschen schliefen auf den Hofplätzen, ja sogar in den Höhlen, wohin die Hirten zuweilen das Vieh trieben.

„Ja, es war wohl mehr gegen Morgen – denn es währte nicht allzulange, daß die Sonne an Kraft gewann.

Da begegnete ich einem Menschen. Ich hörte ihn schon von weitem kommen. Er machte große Schritte, schien es irgendwie eilig zu haben. Ja, manchmal schien es, als springe er geradezu. Und ich hörte ihn dann und wann etwas murmeln –. Ich trat nicht beiseite. Er sah mich sicher. Und er wollte mir sicher nichts Übles – sonst wäre er leise hergeschlichen.

Da sprach er mich an.

„Du bist der erste Mensch, der mir begegnet, seitdem das Unglaubliche geschehen ist. Du sollst hören, was ich erlebte, ich kann nicht schweigen – du siehst doch, wie erregt ich noch immer bin?“

Ich sagte ihm, daß ich nicht sehen könne.

„Aber hören kannst du?“ fragte er.

Ich nickte.

„So höre denn – du mußt es hören. Ich bin ein Hirt. Mein Vater war Hirt, Großvater auch. Wir sind arme Leute und werden es bleiben. Doch ist der Arme nicht ohne Hoffnung. Hoffnung gab meinem Vater der Großvater, Hoffnung gab mir mein Vater. Hoffnung auf den großen Tag des Herrn – die Propheten haben ihn schon geschaut, du kannst es lesen – verzeih, du kannst es dir vorlesen lassen. Ich könnte nicht leben und Hirte sein, hätte ich nicht diese Hoffnung: daß der Hochgelobte sein Volk besuchen wird aus der Höhe.

Nun ist es geschehen.

Wir waren bei den Hürden in der Nacht, wie immer – dort draußen auf den Feldern. Es war eine ruhige Nacht, wir waren ruhig, die Tiere waren ruhig, kein Raubtier schlich herum.

Da geschah es.

Mitten in der Nacht wurde es heller Tag. Ich sah mit meinen Augen den Engel Gottes zu uns treten. Ich warf mich zu Bo-

den und hielt den Arm vor beide Augen – und hatte ihn doch bereits gesehen im himmlischen Glanz. Da hörte ich ihn sagen: ‚Fürchtet euch nicht, siehe, ich bringe euch die Kunde von einer großen Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden wird. Euch ist heute euer Retter geboren, der Messias, der Herr – in dieser Stadt, die da vor euch liegt – in der Stadt Davids. Und es wird euch ein Zeichen gegeben: ein neugeborenes Kind liegt in einer Krippe, in Windeln gehüllt. Ihr werdet es finden!‘

Da war der Engel nicht mehr allein. Es wogen um ihn die Heerscharen des Himmels. Sie lobten Gott und sprachen: ‚Ehre Gott in der Höhe und auf Erden Friede bei den Menschen des Wohlgefallens!‘

Darauf kehrte die dunkle Nacht zurück. Einer von uns sagte: ‚Was tun wir nun?‘

Ich antwortete: ‚Wir wollen dem Kinde nachgehen, von dem der Engel sprach.‘

Das taten wir. Wir fanden das Kind, wie man es uns gesagt hatte: in einer Krippe, in Windeln gewickelt. Seine Eltern waren bei ihm – ein Zimmermann Joseph aus Nazareth und sein junges Weib Maria. Von dort komme ich jetzt.‘



„Und wohin willst du?“ fragte ich ihn in das Dunkel, aus dem es nach Schaf und Hürde roch.

„Ich will es den Meinen sagen und dann zu meiner Herde zurückkehren“, sagte der Hirt, und ich hörte, wie sich seine Schritte entfernten.“

„Das war gut erzählt“, sagte laut ein Fremder und gab dem Blinden ein Geldstück in die Hand, „hier gibt es noch echte Geschichtenerzähler, die auch mal etwas ganz Neues erfinden. Ich werde seine Geschichte in der Herberge aufschreiben!“

„Am besten erzählt die Wahrheit“, sagte der Blinde, „nimm bitte das Geld zurück!“ Er hielt es hoch in die Luft, in der Richtung zu dem Sprecher.

„Was – das soll Wahrheit sein?“

„Ich habe erzählt, was ich von dem Hirten hörte – kein Wort zuviel, kein Wort zuwenig!“

„Guter Freund – der Hirt war betrunken!“

„Nein, der Hirt war nicht betrunken! Ich rieche es, wenn einer dem Weine zugesprochen hat!“

„Dann war es ein Traum – du hast irgendwo geschlummert und geträumt. Die Nächte sind lau, da sieht man gern Gesichter – zumal wenn man nach innen schaut!“

„Seitdem ich das Augenlicht verlor, hat mir der Herr einen sehr nüchternen Geist und scharfe Sinne gegeben“, entgegnete ruhig der Blinde. „Weder habe ich geträumt, noch war der Hirt berauscht. Er wird nicht der einzige gewesen sein, der solches in der Nacht und am Morgen erzählte. Hört euch nur um in der Stadt!“

„Die Stadt ist voller Lärm, voller Verwünschungen gegen den Cäsar, der das Volk Gottes durchs Land treibt zur unheiligen Zählung. Da werden wir solches kaum vernehmen.“

„Vielleicht ist es auch nicht für die Ohren aller“, sagte sinnend der Blinde.

Sterndeuter, Magier – oder so ähnlich!

Ein unscheinbar aussehender Mann näherte sich dem königlichen Schloß von Jerusalem. Gleich werden ihn die Schloßwächter anhalten, dachte jeder, der ihn gehen sah. Aber merkwürdig – sie ließen ihn ohne weiteres passieren und blinzelten sich mit den Augen zu, als er verschwunden war.

Der Soldat vor der nächsten Tür hatte wohl ein bißchen vor sich hingedöst und wollte überrascht den Ankömmling nach Namen und Begehr fragen – aber die Worte blieben ihm im Halse stecken. Er nahm Haltung an. Sklaven im Schloß führten den Mann, dessen gewöhnliche Straßenkleidung von der Pracht des Palastes abstach, direkt zum Lieblingsraum des Königs Herodes. Sie klopfen an. Durch die Tür vernahm man eine Donnerstimme:

„Ich will jetzt nicht gestört werden!“

Da öffnete der Mann die Tür um einen Spalt und sagte:

„Alexander ist hier!“

„Das ist etwas anderes“, rief der König. „Komm herein!“

Der Mann, der Alexander hieß, verneigte sich. Er setzte sich auf ein Polster, dem König gegenüber.



„Was gibt es Neues in der Stadt, Alexander?“ wurde er vom König gefragt – leise, gespannt.

Alexander, der erste geheime Berater des Königs Herodes, sein lauschendes Ohr an den Wänden und Mauern der Stadt Jerusalem, nicht gekannt, aber gehaßt, sagte:

„Mein König, langes Leben wünsche ich dir! Es sind vor etwa einer halben Stunde fremde Gäste eingetroffen – Leute aus dem Osten. Sterndeuter, Magier – oder so ähnlich –“

„Na – und? Treffen nicht täglich fremde Menschen in unserer Stadt ein?“

„Die Hauptsache kommt noch, mein König. Sie fragten überall die Leute – auf dem Markt, den Gassen – wo unser neugeborener König sei! Unser neugeborener König – ich habe es mit diesen meinen Ohren gehört!

„Wie kommt ihr auf einen neugeborenen König der Juden, fremde Freunde?“ habe ich sie gefragt. „Wir haben doch unseren König – Herodes, den man mit Recht den Großen nennt.“

„Wir haben einen Königsstern aufgehen sehen – und nun sind wir gekommen, dem neuen König unsere Huldigung darzubringen!“ antworteten sie.“

„Was sagst du da? Bei den Pforten der Unterwelt, das ist in der Tat eine wichtige Meldung. Daß ich dich stets belohne wie sonst keinen, weißt du. Wichtiger ist im Augenblick, wie wir den neuen König ausfindig machen. Hast du irgendwelche Anhaltspunkte, wen die Fremden meinen könnten?“

„Mein König – es kann nur einer gemeint sein. Der, auf den sie alle warten – der Messias!“

„Jaja, richtig! Der leidige Messias! Ich schlafe schlecht um seinetwillen. Soll ich es sein, den er vom Throne stoßen will? Nun, es hat schon mancher versucht, dem alten Herodes den Thron streitig zu machen – in der Unterwelt gibt es eine ganze Versammlung solcher thronlüsterner Männer. Ich bin König,

ich muß denen zuvorkommen, die nach meinem Thron trachten, solange ich lebe. Bin ich tot, so können sie machen, was sie wollen!“

„Die Stadt summt wie ein angeschlagener Bienenstock“, berichtete der Berater, „die Leute haben Angst!“

„Das ist gut – Angst sollen sie immer haben. Da kommen sie



wenigstens nicht auf törichte Gedanken. Aber was wollen wir nun tun?“

Es war eine Weile still. Dann sagte Alexander:

„Wozu haben wir die Gelehrten, die den lieben langen Tag weiter nichts tun, als in Büchern lesen? Laßt sie herkommen und uns sagen, an welchem Ort ihrer Meinung nach der Messias geboren wird!“ – „Gut Alexander – sehr gut!“

Der König klatschte in die Hände, es erschienen zwei Sklaven.

„Lauft in den Tempel hinüber zu den Hohenpriestern und Schriftgelehrten. Sie sollen die Klügsten unter ihnen zu mir schicken!“

Die Sklaven verneigten sich und wandten sich dem Ausgang zu. „Halt“, rief ihnen Herodes hinterher, „sagt, alle sollen sich einfinden!“

Herodes hatte gerufen – da gab es kein Zögern! Obwohl Priester wie Schriftgelehrte nicht gern zu ihm gingen – dem „Edomiter“, wie sie ihn heimlich nannten, weil er kein Jude war –, mußten sie doch dem Befehl Folge leisten.

Sie stellten sich ein.

„Wo wird der Messias geboren – ihr Blüten der Weisheit und abgründige Quellen der Gelehrsamkeit?“ fragte Herodes mit gespielter Launigkeit. „Ich stritt mich mit meinem Lehrer hier!“ Er wies auf Alexander – der sein Gesicht plötzlich in ganz andere Falten gelegt hatte und in der Tat alt und zergrübelt aussah.

„Zu Bethlehem in Judäa, mein König“, sagte einer der Priester, „denn es steht geschrieben: ‚Und du, Bethlehem in Judäa, bist mitnichten die kleinste unter den Fürsten Judas; denn aus dir soll ein Herrscher hervorgehen, der mein Volk Israel weiden wird.‘“

„Trefflich – ich danke dir!“ sagte der König. Und zu Alexander gewandt: „Du siehst, mein Lieber, ein wenig weiß auch der alte Herodes – wenn ihn manche auch heimlich den ‚Edomiter‘ nennen. Ich habe die Wette gewonnen! Ihr könnt wieder gehen, hochgebildete, vielgelehrte, unersetzliche Weise!“

„Und nun her mit den drei Morgenländern!“ befahl Herodes, als sie wieder allein waren.

„Die hole ich selbst“, sagte Alexander.

Er brachte sie, Männer, deren Gewänder ihre Herkunft ohne weiteres verrieten.

„Edle Gäste aus fernem Lande“, begann Herodes, „ich habe von euch gehört und weiß, wen ihr sucht. Ich hätte es nicht über das Herz gebracht, euch ohne Hilfe zu lassen. Habe meine Gelehrten befragt. Wenn ein neuer König der Juden geboren ist, so nur zu Bethlehem in Judäa. Das ist nicht weit von hier, den Weg kann niemand verfehlen. Geht also hin und erkundigt euch nach dem königlichen Kind, und wenn ihr es gefunden habt, so ist wohl ein Liebesdienst den anderen wert. Kommt zurück und sagt es mir, damit ich mich aufmache, das Kind ebenfalls anzubeten. Wir alle warten mit Schmerzen auf den Messias!“

Die Morgenländer verneigten sich tief vor König Herodes.

„Ob sie wohl zurückkehren?“ fragte dieser seinen Berater Alexander.

„Das weiß man nie“, meinte der.

„Und wenn sie nicht wiederkommen?“ fragte der König plötzlich mit kalter Stimme.

„Dann muß sich auch ein Rat finden. Ich habe mir gemerkt, zu welcher Zeit sie den Stern, von dem sie redeten, das erste mal gesehen haben.“

„Alexander, du bist unersetzlich!“

„Es ist die Freude meines Lebens, dir, mein König, dienen zu dürfen!“

„Hier dein Lohn!“ – Herodes warf ihm einen Beutel zu.

Als die drei Morgenländer nicht wiederkehrten, folgte König Herodes dem Rat seines geheimen Ratgebers Alexander: Er sandte Militär aus und ließ zu Bethlehem alle Knaben von zwei Jahren und darunter töten.

Das Jesuskind war nicht unter ihnen. Von einem Engel gewarnt, hatten sich seine Eltern mit ihm nach Ägypten begeben, wohin der Arm des Herodes nicht reichte.



Ein ungewöhnliches Beispiel

Die Gesetzeslehrer in der Tempelsynagoge stritten. Zwar war die Frage, um die es ging, nicht über Gebühr schwerwiegend; aber die Männer mit den langen weißen Bärten und den klugen Gesichtern nahmen eben alle Dinge peinlich genau.

„Und ich sage: zwölf Jahre, Jizchak!“

„Und ich bleibe dabei: dreizehn Jahre, Simon!“

„Mit zwölf Jahren ist ein Knabe so weit gediehen, daß man ihn auf das heilige Gesetz verpflichten darf!“

„Das sind Worte, Ansichten, lieber Simon. Beweise – führe uns Beweise an! Aber woher willst du die nehmen? Viele Brüder sind für eine Verschiebung auf das vierzehnte Lebensjahr – und du willst eine Verkürzung der Wartezeit um ein Jahr!“

„Beweise?! Die Knaben selbst! Fragt doch die Knaben, was sie wissen? Wer von euch war mit hier in der Schule, neulich, am Ende des Festes, als der fremde Knabe uns fragte?“

Es meldeten sich einige.

„Du hast aber nur zum Teil recht, Simon – der Knabe war ein ungewöhnliches Beispiel!“

„Was heißt hier ungewöhnliches Beispiel?“ brauste Simon auf – es war das gutmütige Aufbrausen des Eifers, der das Rechte will, ohne jemanden weh zu tun. „Ich habe mich genau erkundigt! Zwölf Jahre war der Knabe – und seine Eltern waren einfachste Leute. Der Vater ein Zimmermann aus Nazareth, die Mutter schien mir aus jüdischen Kreisen zu stammen. Seht, diese schlichten Handwerksleute hatten von sich aus den Entschluß gefaßt, ihren ältesten Sohn als Zwölfjährigen mit zum Passa zu nehmen – das erstmal! Sie haben nicht gewartet, bis er dreizehn Jahre alt war!“

„Da habt ihr's! Die Leute handeln eigenmächtig!“

„Ach was! Richtig handeln sie – nur wir hinken immer hinterher. Hat sich schließlich etwas durchgesetzt, dann sagen wir nach langer Zeit auch unser Ja dazu!“

„Also: Herunter mit dem Gesetzesalter auf zwölf Jahre!“ rief Rabbi Simon.

„Nein, es soll bei dreizehn bleiben. Es war doch ein besonderer Fall. Unser Freund Simon unterschlägt etwas. Er unterschlägt, daß der Bursche seinen Eltern davongelaufen war!“

„Was?“

„Unsinn – davongelaufen! Sie hatten ihn mitgenommen – zum Fest. Ich habe es aus ihrem Munde gehört!“ beschwichtigte Simon.

„Und wie kamen sie in die Tempelsynagoge? So kamen sie herein – mit weit aufgerissenen Augen, abgehetzt, mit Tränenspuren im staubigen Gesicht. Und was sagten sie? Sagten sie etwa: ‚Ei, da bist du ja – beim Onkel Simon, das ist aber schön!‘?“

„Das sagten sie natürlich nicht. Sie sagten ihm, daß sie ihn

mit Not und Schmerzen gesucht hätten – drei Tage lang –, das ist alles wahr.“

„Zurück zur Sache! Hat der Knabe verständig gefragt und verständig geantwortet – mit seinen nachweislich zwölf Jahren?“

„Ich möchte sagen: Er hat zu gut geantwortet! Ich habe mich fragen müssen, was dies wohl für ein Knabe sei. Ein Priestersohn? Da hätte er uns beizeiten den Namen seines Vaters genannt, das vergessen Priestersöhne nie – sie sind meist eingebildet auf den Vater –“

„Laßt doch das!“

„Würde es nicht sagen, hätte ich es nicht selbst erlebt – bei meinen eigenen Kindern!“

„Und was war noch mit dem Knaben – da wir nun einmal nicht von ihm loskommen?“

„Sein Fragen entsprang, wenn ich den Versuch machen darf, es in verständliche Worte zu kleiden, einer ungewöhnlich großen Liebe zum Heiligtum und zum Gesetz –“

„Da haben wir's! Liebe zum Gesetz – zwölfjährig!“ warf Simon dazwischen.

„Solche Liebe“, fuhr der Sprecher ungestört fort, „ist normalerweise die Frucht des Alters. Bei Knaben ist sie selten. Kinder sagen auf, was sie auswendig gelernt haben, und sind froh, wenn sie dabei nicht stocken. Mehr kann man gewöhnlich nicht von ihnen verlangen.“

„Wollten wir uns nicht einigen über das Gesetzesalter? Es war ein Sonderfall – wir lassen es wohl bei dreizehn Jahren.“

„Warum nicht bei zwölf? So hat ein Knabe mehr Zeit, sich an seine neuen Pflichten zu gewöhnen. Bedenkt, es kommt in kurzer Zeit viel auf einen Knaben zu: das Passa, das Erntefest, das Laubhüttenfest. Das alles soll der Gesetzestreue in Jerusalem feiern, mit seinem Volk, wenn er zu denen gehören will, die es ernst nehmen mit dem Väterglauben!“

„Es ist etwas daran! Ich muß übrigens oft darüber nachdenken, welche schwere Pflicht doch die Gesetzespflicht für einen Menschen sein kann, der, sagen wir mal, in Galiläa lebt!“

„Wer kommt schon von Galiläa nach Jerusalem?“

„Bitte – der Knabe und seine Eltern: sie waren Galiläer, kamen sogar aus Nazareth!“

„Da hast du's! Man soll nicht gedankenlos Redensarten nachsprechen!“

„Dawandern die Leute drei Tage lang oder vier, vom Haus zum Fest, vom Fest zum Haus. Und meist meiden sie Samaria –“

„Was richtig ist!“

„Was gewiß richtig ist. Sie machen den Umweg durch Peräa und nächtigen einigemal unter freiem Himmel.“

„Stellt euch vor: die Eltern des Jungen hatten es doch erst nach einem Tagesmarsch gemerkt, daß er ihnen fehlte!“

„Das war aber sehr nachlässig!“

„Deine Bemerkung, Jizchak, verrät, daß du noch nie einen solchen Weg gemacht hast. Du steigst ächzend die Tempeltreppen hinauf und schläfst am liebsten gleich hier oben. Sie ziehen in Gruppen – du kennst doch Peräa! Nicht nur wenig Wasser und Stachelpflanzen – auch Wegelagerer in jeder Menge. Was ist da natürlicher, als daß sich die Leute in Gruppen bewegen? So konnten die Eltern gut denken, ihr Sohn sei bei Kameraden in einer anderen Reisegruppe.“

„Eines aber war mir doch unbegreiflich – ich weiß nicht, ob es einem der damals Anwesenden aufgefallen ist. Was antwortete der Zwölfjährige, als ihm die Eltern Vorwürfe machten?“

„Warum sie ihn gesucht hätten – wo er doch im Vaterhause sei!“

„Nein, das stimmt nicht – eben das ist es ja. Er sagte: ‚Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?!‘ Meines Vaters! Merkt ihr was?“

„Ein ungewöhnlicher Knabe!“

„Für mich ein Beweis, daß er eben doch nicht reif war fürs Gesetz – trotz seiner angeblichen Verständigkeit. In seines Vaters Hause? Unfug!“

„Warum sagst du Unfug? Ist Gott nicht unser aller Vater?“

„Natürlich. Also beantrage ich: Gesetzespflicht für Zwölfjährige!“ sprach Simon.

„Es bleibe bei dreizehn!“ erwiderte Rabbi Jizchak.
Sie konnten sich nicht einigen.



Bring ihm den Rock!

Klopas, von Beruf Lohgerber, hantierte behutsam in der kleinen Vorratskammer neben der Wohnstube seines Hauses. Er wollte anscheinend jedes Geräusch vermeiden. Lange prüfte er einen alten Rock, der fadenscheinig und mit Flickern besetzt war, und steckte ihn schließlich in einen Schultersack, der am Boden lag. Dann verharrte er eine Zeitlang unschlüssig. Er holte den alten Rock wieder aus dem Sack und hängte ihn an den Nagel, an dem er gehangen hatte. Darauf rollte er einen ziemlich guten Rock zusammen, der nun seinerseits in den Tragsack wanderte, mit einigen flachen Broten und einem harten Käse. Der Käse schlug schwer auf die Erde auf.

„Klopas!“ rief da eine Stimme aus der Stube.

„Ja, was ist denn?“ antwortete er, und wer ihn hätte sehen können, würde bemerkt haben, daß ihm dieser Ruf höchst ungelegen kam.

„Was machst du denn in der Kammer, Klopas?“

„Ich – ich sehe hier nur mal nach. Ich suche den alten Rock!“

„Hängt der nicht an seinem Nagel?“

„Doch, richtig, hier hängt er ja!“

„Wozu brauchst du denn den alten Rock? Komm doch mal heraus, Klopas!“

Der Mann, eine Hünengestalt mit großen, roten Händen, dem der Gerbergeruch anhing, trat in die Stube, wo auf dem Bett seine kranke Frau lag.

„Geht es dir schlechter, Elisabeth?“ fragte er.

„Es geht mir nicht schlechter als sonst. Aber was hast du, Klopas – was hantierst du so heimlich? Gestern und vorgestern warst du weg – und jetzt raschelst du in der Kammer herum.“

„Es ist weiter nichts, Elisabeth!“

„Sag mir die Wahrheit, Klopas! Wenn man krank ist, sieht

man mehr als im gesunden Zustand. Mit dir ist etwas geschehen – was ist mit dir?“

„Ja, Elisabeth, ich habe wirklich einen Rock gesucht – einen passenden –, um ihn einem Bettler zu schenken, den ich kenne und der keinen hat. Ich gebe ihm auch einen – aber nicht den alten, zerschlissenen, sondern meinen zweiten Rock.“

„Wie kommst du auf so etwas, Klopas? Bist du nicht immer an den Bettlern vorübergegangen und hast gesagt, wir hätten auch nur das Nötigste – als ich noch gesund war? Hast du nicht immer vom Sparen und Aufheben geredet?“

„Ja, das habe ich, Elisabeth. Aber seit gestern und vorgestern ist das alles anders geworden.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ich war nicht beim Häutekauf – ich war mit Skevas unten am Jordan –“

„Am Jordan?“

„Ja. Dort steht ein Prophet, Johannes heißt er. Ein Priester-
sohn soll er sein. Ganz Jerusalem spricht von ihm. Und da meinte Skevas: ‚Wir könnten eigentlich auch mal hinuntergehen und uns den Propheten Johannes ansehen.‘ Und das haben wir getan. Ich wollte dich nicht beunruhigen, darum schwieg ich dir gegenüber noch darüber.“

„Und wie war es dort unten?“

„Johannes ist gewaltig, bestimmt! Großster, dazu trägt er keine Kleider, sondern ein Kamelfell mit einem Gurt. Sie sagen, er äße nur Heuschrecken und wilde Honigwaben. Viele stießen auf uns, Menschengruppen waren unterwegs. Wir sahen dann, wie sie hintraten zu ihm und ihm frei voraussagten, wie sie gesündigt hätten. Darauf tauchte er sie im Jordan unter. Sie nennen ihn den ‚Täufer‘, weil er die reuigen Sünder tauft.“

„Was hat das zu bedeuten, Klopas?“ fragte die Kranke.

„Was Johannes tut? Vielleicht so etwas wie eine Reinigung.“



Habe ich eine Haut mit Kalk und Salz und Kohle eingestrichen, so ist sie schmutzig. Tauche ich sie dann in Wasser, so wird sie hell – ein Zeichen wird das sein. Man kann auch mit Johannes reden und ihn etwas fragen. Er ist ganz umgänglich, aber auch sehr rauh, wenn es darauf ankommt. Den Pharisäern hat er's aber gegeben. ‚Ihr Schlangenbrut‘, schrie er sie an, ‚wer hat euch denn gesagt, wie ihr dem kommenden Zorn entrinnen werdet?‘ Sie sind natürlich nicht seine Freunde. Skevas hat ihn dann gefragt, was wir denn nun tun sollten – wir beide haben Johannes unsere Sünden bekannt und uns von ihm taufen lassen. Und er sagte gewissermaßen für alle Zuhörer: ‚Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat,

und wer Brot und dergleichen hat, der soll es mit Hungrigen teilen.' Und das hat mir keine Ruhe gelassen, Elisabeth. Ich mußte einen Anfang machen – darum habe ich meinen zweiten Rock eingepackt!“

Die Kranke hatte mit weitgeöffneten Augen zugehört.

„Klopas“, sagte sie, „hättest du das je geglaubt, wenn einer dir gesagt hätte: Du wirst noch deinen zweiten Rock dem Bettler geben?“

„Nein, Elisabeth!“

„Aber nun willst du es tun und tust es auch. Klopas – ich habe viel Zeit zum Nachdenken. Wenn ein Mann durch einen anderen in seinem Herzen anders wird – dann ist der andere kein gewöhnlicher Mann. Sage mir: ob das nicht der sein könnte, auf den alle warten in dieser Zeit?“

„Du meinst den Messias? Elisabeth, das haben wir uns auch gefragt. Er hat aber unsere Gedanken erraten. Er sagte: ‚Ihr denkt vielleicht, ich bin der Messias. Nein, ich bin nur ein Rufer. Ich taufe euch mit Wasser, aber der nach mir kommt, ist stärker, ich bin nicht wert, daß ich ihm die Sandalenriemen auflöse. Der wird euch taufen – aber mit dem Heiligen Geist und mit Feuer. Ja, er hat seine Schaufel in der Hand und wird seine Dreschtenne fegen. Den Weizen wird er in die Scheuer bringen, die Spreu aber mit ewigem Feuer verbrennen‘ –“

„Hat er gesagt, daß er bald kommen wird – der andere?“

„Es klang seine Rede, als wäre der andere ganz nahe!“

„Klopas – wenn er kommt – dann sollen doch die Lahmen gehen und die Blinden sehen. Klopas, dann werde ich vielleicht auch wieder gesund. Geh – geh zu dem Bettler, Klopas, bring ihm den Rock! Nein, warte! Sag mir, was hast du noch gehört?“

„Zöllner waren noch dort und Legionäre, also Soldaten. Natürlich fehlten die Lauscher der Priester nicht, man erkennt

sie ja sofort, sie können sich noch so bieder gebärden. Den Zöllnern sagte Johannes, sie sollten nur den amtlichen, den festgesetzten Zoll und keinen Denar mehr nehmen; und den Legionären, sie sollten keinem Menschen Unrecht oder Gewalt antun und mit ihrem Sold zufrieden sein, also nicht auf Beute aus.“

„Es war gut, daß du am Jordan warst, Klopas. Mir ist so wohl zumute. Geh, bring ihm den Rock!“





Alles im Stich lassen!

Die Frauen saßen zwischen Körben voller frischer Fische. Sie sortierten die Fische. Die einen wurden zu Trauben an den Schwänzen zusammengebunden, andere an durch die Kiemen gezogenen Schnüren aufgehängt.

„Wir müssen ihr helfen, und einiges fällt ja auch für uns mit ab, sie ist nicht knauserig“, sagte eine der Frauen.

„Wer hätte das heute früh gedacht! Alles schüttelt den Kopf! Keiner hat etwas gefangen – nur Mirjam und der alte Zebedäus wissen vor Fischen nicht wohin!“

„Verstehe einer den Simon. Alles im Stich zu lassen!“

„Ist er wirklich für immer mit dem Rabbi Jesus gegangen?“

„Es scheint so – kann ja sein, daß er mal wiederkommt!“

„Simon ist doch ein merkwürdiger Mann. Was sagt denn Mirjam, seine Frau, dazu?“

„Mirjam hat erst gedacht, es wäre eine von seinen fixen Ideen.

Sie kennt ja ihren Mann. Er ist immer gleich hoch hinaus. Aber diesmal war es doch anders.“

„Auch der alte Zebedäus soll gar nichts gesagt haben. Er habe seine Söhne Jakobus und Johannes nur gesegnet, heißt es. Nun, er hat ja Fischerknechte, bei ihm geht es. Aber Mirjam ist übel dran. Andreas ist ja auch mit, der Bruder Simons!“

„Nein, alles im Stich lassen! Das sollte meinem Mann einfallen!“ wetterte eine robuste Nachbarin, und die anderen Frauen schmunzelten voll Verständnis; ihr Mann war nämlich ein armes, hilfloses Wesen, das alles tat, was die Frau befahl.

„Sei es denn, wie es sei“, nahm eine andere das Gespräch wieder auf. „Simon und sein Bruder und ihre Genossen Jakobus und Johannes waren anders als unsere Männer. Hörte man ihnen mal heimlich zu, so ging die Rede über Sachen, die unsereiner nicht versteht. Auch mit den Rabbis haben sie sich öfter unterhalten –“

„Deswegen waren sie aber kein bißchen besser als unsere Männer! Der Simon hat manches getan, was er nicht hätte tun dürfen!“

„Ja, das ist auch wieder wahr. Und das ist ja mit die Hauptsache gewesen. Simon hat sich nie besser gemacht, als er war. Und nun widerfuhr ihm das!“

„Geradezu unheimlich ist das ja! Wenn da bloß keine bösen Mächte die Hand im Spiel haben!“

„Lea muß doch immer schwarzsehen! Aber recht hast du, Lea, unheimlich ist das alles. Meine Großmutter hat mir manches Merkwürdige erzählt, als ich Kind war – aber was wir in den letzten Tagen hier am See erlebt haben, übertrifft ihre Geschichten. Am hellichten Tag einen solchen Fang – nein!“

„Ich habe alles bloß von dem einen oder der anderen stückweise gehört“, sagte Aksa, eine jüngere Frau. „Wer ist denn nun eigentlich richtig mit dabeigewesen?“

„Ich!“ rief eine tiefe Stimme hinter den schwatzenden Frauen. Sie gehörte Jared, einem Knecht des Zebedäus.

„Stimmt das, Jared – was man da erzählt?“

„Wo sollten denn sonst die Fische her sein?“ fragte Jared zurück.

„Setz dich doch, Jared – setz dich und erzähl es noch einmal!“

„Das ist dann wohl das zehnte Mal, daß ich die Geschichte erzähle – mir beginnt der Mund weh zu tun!“

„Erzähl nur!“

„Also: Früh am Morgen war Jesus plötzlich am Strand. Wir reinigten die Netze und flickten zerrissene Maschen. Hatten keinen Schwanz gefangen, die ganze Nacht. Da hat man keine gute Laune. Simon war nicht besonders wohl gestimmt – der ist sonst immer gleich wieder obenauf. Und gerade zu ihm trat Jesus und sagte: ‚Kannst du mich nicht ein bißchen in deinem Boot vom Lande wegschieben?‘ Simon sah ihn an, sein Blick sagte: ‚Siehst du nicht, daß wir zu tun haben?‘ Aber er tat doch, was der Rabbi Jesus begehrte. Jesus sprach zu uns, wir konnten dabei unsere Arbeit weitertun. Es war so, daß wir die Arbeit allmählich vergaßen. Es ist ja doch seltsam und wundersam mit dem Rabbi Jesus – man kommt aus dem Stauen nicht heraus. Er heilt Kranke, indem er ein paar Worte spricht – und wenn er redet, möchte man, daß er nie wieder aufhört. Am Schluß seiner Rede sagte er zu Simon: ‚Fahrt doch mal hinaus auf den See und tut einen Fischzug!‘ Einer lachte. Simon aber sagte: ‚Meister, wir sind doch die ganze Nacht draußen auf dem Wasser gewesen und haben nichts gefangen. Aber weil du es sagst, will ich hinausfahren und das Netz auswerfen. Komm, Andreas!‘

Sie ruderten tatsächlich los, ein paar Burschen am Ufer tippeten sich heimlich mit dem Finger an die Stirn. Wir folgten dem Boot mit den Augen. Simon warf das Netz hinaus. Und dann – ja dann begann er zu ziehen. Andreas griff mit zu.

„Haha – die haben einen mächtigen Stein im Netz!“ lachte einer schadenfroh. „Ist doch ein Unsinn, am hellen Tage und bei Sonnenschein zu fischen. Die Fische lachen ja! Sie sehen den Schatten vom Boot über den Meeresgrund kriechen und bringen sich in Sicherheit. Höchstens ein Kind könnte auf so einen Einfall kommen!“

Wenig später aber lachte keiner mehr, wir wagten kaum zu atmen. Simon und Andreas zogen das Netz herauf – es blitzte silbern, und das weiß jeder von uns, was das zu bedeuten hat. Fische, Fische – das Netz übervoll!

Da schrien Simon und Andreas über das Wasser: „Jakobus, Johannes, setzt euer Boot ins Wasser, kommt schnell her – uns zerreißt sonst das Netz!“ Die beiden stürzten los und ruder-



ten, daß sich die Riemen bogen. Sie halfen die Fische bergen. Als sie auf das Ufer zukamen, waren beide Boote so beladen, daß ihre Bordwände nur noch zwei Finger breit aus dem Wasser ragten. Da sprang Simon aus dem Boot und warf sich vor Jesus nieder. Ich hörte, was er leise sagte.

Er sagte: „Herr – ich bin nicht fromm, ich gehöre zu den sündigen Menschen. Geh von mir weg!“

Jesus aber sagte: „Simon – erschrecke nicht – von jetzt an wirst du Menschen fangen!“

„Menschen soll er fangen?“

„Ja, Jesus hat es gesagt!“

„Wie soll er das denn machen?“

„Was weiß ich. Aber Jesus hat es gesagt. Und dann haben sie alles stehen- und liegengelassen und sind mit Jesus gegangen – die vier, wie ihr ja wißt.“

„Hat denn Simon gar nicht an seine kranke Schwiegermutter gedacht?“

„Kranke Schwiegermutter? Sonst wißt ihr Dinge, die gar nicht geschehen sind, ihr Frauen. Und das wißt ihr nicht?“ fragte erstaunt der Fischer Jared. „Simons Schwiegermutter ist doch gesund! Jesus hat sie doch geheilt! Gestern, als er aus der Synagoge kam. Viele hat er gestern abend noch geheilt –“

„Das wissen wir. Aber daß die alte Mirjam darunter war?“

„Was nützt ihr das – nun hat er ihr den Schwiegersohn genommen“, meinte Lea, „nun muß sie in ihren alten Tagen noch ein Teil seiner Arbeit mit verrichten!“

„Ach schweig, Lea – was verstehen denn wir davon? Die Propheten sind vom Pflug weggegangen, wenn Gott sie rief!“

„Hat denn Gott den Simon und die anderen gerufen? Ich denke, Jesus hat sie mitgenommen?“

„Warte nur ab. Was wir heute nicht wissen, wissen wir vielleicht morgen – oder übermorgen!“

Eine Zöllnerstelle ist frei geworden

Der Oberzöllner von Kapernaum hatte schlecht geschlafen. So war seine Laune nicht die beste, als ihn ein Mann in dürftigen, abgetragenen Kleidern zu sprechen begehrte.

„Was willst du?“ knurrte er den Fremden an.

Der blieb dienernd an der Tür stehen und sagte:

„Ich bitte schön, Herr, ich möchte mich – bitte – um die freie Stelle beim Zoll bewerben –“

„Was denn für eine freie Stelle – du bist wohl nicht nüchtern!“ herrschte ihn der Oberzöllner an.

So ein Unsinn! Freie Stelle beim Zoll! Alle Stellen waren besetzt, ihm war von einer Kündigung nichts bekannt.

„Die Stelle am Tor, Herr“, fuhr der Fremde fort, „am Zollhäuschen, wo es an den See hinuntergeht.“

„Da sitzt doch Matthäus!“

„Saß, lieber Herr, saß! Er sitzt nicht mehr dort!“



Der Oberzöllner richtete die kleinen Schlitze seiner Augen auf den Sprecher.

„Freund, wenn dich jemand schickt, mich zum Narren zu halten, dann wird es dir übel ergehen!“

„Ich rede die reine Wahrheit, Herr. Ich komme ja von dort!“
„Erzähle!“

„Es war vor einer halben Stunde etwa, da kam ich vom See herauf, wo ich mir bei den Fischern einen Fisch gekauft hatte, um ihn mir zu rösten. Da geriet ich mitten in einen Auflauf vor dem Zollhäuschen. ‚Es ist doch heute gar kein Markttag‘, sagte ich zu mir selbst. Die Leute, die dort herumstanden, waren auch keine Marktleute. Es war der seltsame Zimmermann Jesus, der neuerdings von sich reden macht, und um ihn herum standen seine Freunde, Neugierige und Müßiggänger – auch Pharisäer waren darunter –“

„Natürlich“, unterbrach der Oberzöllner den Erzähler, „Müßiggang ist ja ihre Arbeit – und die Verleumdung unseres Berufes. Rede weiter!“

„Der Zimmermann stand vor Matthäus und sah ihn an – er hatte nichts zu verzollen. Und auch Matthäus sah ihn merkwürdig an.“

Da sagte der Zimmermann zu ihm: ‚Matthäus, komm mit mir!‘
Und Matthäus stand auf und erwiderte: ‚Ja, Herr!‘

‚Der Kasten‘, rief da einer, ‚Matthäus, du kannst doch den Kasten mit dem Gelde nicht stehenlassen!‘

‚Richtig‘, meinte Matthäus, ‚ich muß ihn ja aufs Zollamt schicken;‘ Er schloß ihn ab und faßte ihn am Griff. Halb im Gehen sagte er zum Zimmermann: ‚Sei jetzt noch mein Gast, Herr – komm mit deinen Freunden in mein Haus! Jeder ist eingeladen, der kommen will!‘

Und da sitzen sie jetzt und essen und trinken.“

„Jetzt muß ich dir danken“, sagte der Oberzöllner, „denn das



sind ja wirklich wichtige Neuigkeiten. Hoffentlich kommt der Geldkasten auch! Laß dich dort nieder, ich will doch lieber meinen Rechner zu Matthäus schicken, damit das Geld nicht irgendwo verschwindet – der Matthäus scheint ja von allen guten Geistern verlassen zu sein. War immer schon ein komischer Kauz. Scheint ein zartes Herzchen zu haben, bringt es wohl nicht fertig, die Bauern und Krämer ordentlich zu schröpfen.“ Er ging hinaus.

Der Fremde ließ sich auf einem Polster nieder und schmunzelte. „Das wird klappen“, sagte er leise, „endlich ist meine Stunde gekommen. Muß dem Zimmermann und dem Matthäus eigentlich dankbar sein.“

Draußen wurde gesprochen. Der Oberzöllner erschien kurz darauf wieder.

„So“, sagte er, „nun sagst du mir deinen Namen und den deines Vaters.“

Der Fremde nannte sie.

„Du wirst vor dem Zollhaus am Seetor sitzen. Es ist recht und billig, denn du hast mir sofort Bericht erstattet und dumme Scherereien erspart. Doch nun höre mich an, Freund. Es heißt in unserem Dienst ein dickes Fell haben! Die Leute lieben uns nicht gerade! Nun, man kann es ja verstehen, wer läßt sich gern Zoll abnehmen. Andererseits wollen sie aber alle verdienen, und das nicht zu knapp. Du mußt dir also nichts daraus machen, wenn sie dich hinter deinem Rücken oder auch in aller Öffentlichkeit schlechtmachen. Sieh nur zu, daß deine Kasse stimmt – und zwar für dich, für mich, der ich die Leitung und Verantwortung habe, und natürlich auch für unseren König und Herrn Herodes. Hoffentlich brauche ich nicht deutlicher zu werden?“

„Ich verstehe alles genau, Herr!“ sagte der Fremde.

„Das ist gut, bin kein Freund von vielem Reden. Unter uns gesagt: Unser Freund Matthäus hat uns enttäuscht. Bringe du das Doppelte von dem, was er einnahm, und du bist unser Mann. Was du sonst machst, geht mich nichts an. Vergiß nicht: Du stehst unter dem Schutz des Königs – darum ja nicht zaghaft, nicht schüchtern. Du bekommst immer recht!“

Da kam der Rechner mit dem Geldkasten zurück.

„Es stimmt alles, Herr“, rief er schon beim Eintreten.

„Auch die Kasse?“ fragte der Oberzöllner.

„Auch die Kasse! Er scheint nicht einmal sein Geld abgezogen zu haben!“

„Um so besser. Hast du mit ihm gesprochen?“

„Es war unmöglich. Sein Haus ist umlagert. Sie sitzen bei

Tisch und essen und reden, Matthäus, der Zimmermann, Unbekannte und einige unserer Kollegen.“

„Wollen die etwa auch mit ihm davon?“

„Scheint mir nicht so. Aber irgend etwas muß sie zu dem Zimmermann hinziehen.“

„Und was ist sonst noch los?“

„Ein paar Pharisäer kamen vorbei und sahen sich das an. Und als einer von den Tischgenossen in die Tür trat, winkten sie ihn zu sich.“

„Da drinnen ist euer Meister, Jesus?“ fragten sie.

„Ja“, sagten mehrere Leute.

„Was macht er denn da?“

„Er ist beim Zöllner Matthäus zu Gast.“

„Euer frommer Meister ißt mit einem Zöllner?“

„Es sind mehrere Zöllner dabei“, sagten sie.

Doch da erschien der Zimmermann – ich muß sagen: er hat etwas von einem Rabbi, einem Propheten, obgleich er noch jung ist. Er sah sie stehen und sagte laut: „Die Gesunden brauchen keinen Arzt, aber die Kranken!“

Und als sie ihn anstarrten, fuhr er fort: „Ja, ja, geht nur eures Weges und denkt darüber nach, was das Wort des Propheten bedeutet, das da lautet: Barmherzigkeit will ich und keine Opfer! Ich bin nämlich nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder!“

„Daß er's ihnen so gab, stimmt mich fast freundlich gegen ihn“, sagte der Oberzöllner. „Doch nun laßt uns an die Arbeit gehen.“

Keinen Wein mehr?

Erleichtert atmet der dicke Küchenmeister auf: „Auch das wäre wieder einmal geschafft! Man hat es nicht leicht auf solch einer Hochzeit. Was doch die Leute alles verzehren können – und erst ihr Durst! Aber jetzt habe ich auch Durst. Kommt, wir haben unseren Dienst getan, wir feiern ein bißchen nach und räumen dann auf!“

„Darauf habe ich mich eigentlich am meisten gefreut“, sagte Alkimus, ein alter Diener des Hauses, „auf das Feiern hinterher. Es war ein schönes Fest. Im ganzen Ort spricht man davon. Ein wohlgelungenes Fest, ja!“

„Hier habe ich für uns einen Krug Wein beiseite gestellt“, flüsterte der Küchenmeister, „und zwar einen von der guten Sorte. Alkimus, du brauchst es dem jungen Herrn nicht unbedingt wiederzusagen – aber von Weinen versteht er so gut wie nichts!“

„Verlange einer von einem jungen und glücklichen Bräutigam, daß er sich an seinem Hochzeitstage für Weinsorten interessiert, haha“, lachte der Alte. „Hast du vielleicht an deinem Hochzeitstage über Weinsorten nachgedacht, Küchenmeister?“

„Und ob ich das getan habe!“

„Nun, du bist eben der geborene Küchen- und Weinmeister. Aber warum soll eigentlich der junge Andreas nichts von Weinen verstehen?“

„Das will ich dir sagen, mein Lieber: Man gibt seinen Gästen zuerst stets vom besten Wein, den man hat. Es ist leicht festzustellen, welches der beste ist, indem man ihn kostet – und über den Preis nachdenkt. Je mehr die Gäste dann trinken, um so schneller wird ihnen jede Sorte eine gute Sorte, zum Schluß kann man ihnen einen billigen Krätzer hinsetzen – in ihrer Weinseligkeit merken sie das nicht mehr. Dein Andreas



aber hat es genau umgekehrt gemacht – erst hat er eine mittelmäßige Sorte kredenzen lassen, dann rückte er mit diesem hier, einem wirklich guten, heraus. Alkimus, du sagst ihm nichts wieder – aber ich, der ich mich auf Festlichkeiten auskenne, bin der Meinung, er wollte ihn für sich aufheben!“

„Ach, er ist eigentlich nicht knauserig. Aber dieser Wein ist ja vortrefflich. Erwinnere mich nicht, jemals einen so guten Tropfen getrunken zu haben – wo mag er denn her sein?“

„Ich frage mich auch schon lange – weiß nicht“, meinte nach ein paar kräftigen Schlucken der Küchenmeister.

„Mit dem Wein hat es ein Geheimnis“, warf da der Diener Joseph ein, ein noch jüngerer Mann. „Rein zufällig habe ich etwas gehört, das nicht für meine Ohren bestimmt war. Ich ging in den großen Vorratsraum, da hörte ich, wie nebenan in der kleinen Kammer leise gesprochen wurde. ‚Was machen wir nur‘, hörte ich Andreas zu seinem Vater sagen. ‚Keinen Wein mehr? Das gibt eine Blamage!‘“

„Ja, der Wein war plötzlich fast ausgegangen“, sagte ein dritter Diener.

„Da kann ich dir auch nicht helfen“, sagte der Vater, „du hättest mehr besorgen sollen! Hast du denn nicht mal die Zahl der Gäste überschlagen, Andreas?“ – „Das wohl – aber ich habe mir von ihrem Durst keinen Begriff gemacht!“ sagte der Bräutigam. „Irgendwie müssen wir Rat schaffen“, sagte da eine Frau – es war die Tante Maria aus Nazareth. Leise habe ich mich wieder davongeschlichen und meinen Dienst verrichtet, neugierig, was wohl geschehen würde, wenn der Wein versiegt. Ich hielt auch ein Auge auf die Maria. Die winkte ihrem Sohn, er stand auf und kam zu ihr in die Vorhalle. „Du“, sagte sie zu ihm – dem Jesus, der ein Wanderrabbi geworden ist, sehr zum Verdruß seiner Brüder und Schwestern, „sie haben keinen Wein mehr!“ Da hätten ihr Jesus mal sehen sollen. Er fuhr sie fast an: „Weib – kümmere du dich um deine Sachen! Meine Stunde ist noch nicht gekommen!“ Sie antwortete darauf nichts und ging. In der Tür stieß sie fast mit mir zusammen, der ich wegen meiner Horcherei nicht das beste Gewissen hatte. „Joseph“, sagte sie, „sage deinen Gehilfen und Freunden, daß sie tun, was mein Sohn Jesus ihnen sagt!“ Ich nickte. Da aber rief auch schon Jesus nach mir. „Joseph, hole die anderen Diener herbei!“

Ich dachte an Marias Worte und holte meine Kollegen –“

„Mich hast du nicht geholt, Joseph!“ sagte Alkimus.

„Vater Alkimus, du hattest würdigeren Dienst –“

„Schon gut, schon gut!“

„Jesus sagte zu uns: ‚Nehmt diese steinernen Krüge hier und füllt sie mit Wasser – und wenn ihr wieder zurück seid, tragt sie sogleich zum Küchenmeister –‘“

„Zu mir?“ fragte überflüssigerweise der dicke Koch.

„Ja, zu dir! Wohin sonst? Wir ließen uns Geld geben und schleppten Wasser aus der Zisterne heran. ‚Na, bei euch wird wohl so kräftig gefeiert, daß sogar das Waschwasser aus-

geht', sagte Barsabas, der die große Zisterne besitzt. ‚Jaja, es wird wohl so sein‘, entgegnete ich und bezahlte. Es war eine schöne Schlepperei – ihr kennt ja die Krüge. Die sind schon eine Last, wenn sie leer sind. Wir kriegten sie aber zu dir, Küchenmeister.“

„Ja, aber – was denn? Ihr brachtet Wasser? Als ich die Krüge bekam, war Wein drin – dieser Wein hier, ich kostete doch gleich. Ihr brachtet mir Wasser?“

„Direkt aus der Zisterne des Barsabas.“

„Mach doch keinen Unsinn, Joseph!“

„Ich sage dir: direkt aus der Zisterne des Barsabas!“

„Das kann ich nicht verstehen. Ich bin doch nüchtern, Freunde? Alkimus, kneif mich mal in den Arm, aber tüchtig – ich träume doch nicht etwa!“



Der Küchenmeister hatte seinen Becher von sich geschoben und musterte die um ihn Stehenden mit kleinen Augen.

„Nein“, schüttelte er den Kopf, „nein – aus Wasser wird doch kein Wein!“

„Er schmeckt vorzüglich“, meinte Alkimus und nahm einen neuen Schluck. „Fragen wir doch nicht, woher der Wein gekommen ist! Trinken wir ihn – dazu ist er da!“

„Nein“, donnerte der Küchenmeister, „ich will wissen, wie das zugegangen ist!“

„Was ich weiß, habe ich doch erzählt“, sagte Joseph, „der junge Herr Andreas hat nichts davon gewußt, sein Vater auch nicht. Hörte ihn nur sagen: ‚Na also – da ist ja noch Wein, der wird wohl nun ausreichen!‘“

„Ich will wissen, was hier gespielt worden ist – oder gespielt wird!“ brüllte jetzt der Koch, so daß ihm Alkimus die Hand vor den Mund hielt. Er schlug die Hand beiseite. „Haltet ihr mich zum besten – soll das ein Spaß sein, den ihr euch mit mir macht? Dann mal Spaß beiseite! Oder wird hier in diesem Hause Teufelsspuk getrieben?“

„Teufelsspuk bestimmt nicht, da sei beruhigt. Mit dem Teufel hat Jesus, der Sohn der Maria von Nazareth, bestimmt nichts zu tun“, beschwichtigte Alkimus den schon etwas angeheiterten Koch.

Sie tranken weiter von dem guten Wein.

Mit Jesus aber zogen einige Männer, die auch Zeugen des seltsamen Vorgangs gewesen waren. Sie konnten den Hochzeitstag von Kana nicht vergessen.

Er hat aus Wasser Wein gemacht, dachten sie bei sich, was wird er nun weiter tun?

Ich war bei ihm

Seit dem Tode ihrer Mutter hatte Judith die Gewohnheit, zu später Stunde noch einmal zu ihrem Vater Nikodemus zu gehen und ihn gleichsam aus seinen Schriftrollen und Pergamenten aufzuwecken, damit er sich wie ein gewöhnlicher Mensch zum Schlafen lege.

Sie tat es auch heute. Jerusalem lag im blauen Licht der Nacht, der Mond trieb wie ein Schiff kieloben am Himmel. Hunde bellten. Auch die Stimmen später Wanderer waren bisweilen zu hören. Sonst ruhte die Stadt, die über und über voller Gäste zum Passafeste war.

Der Raum ihres Vaters war leer, die Öllampe brannte nicht. Mondschein fiel auf das gebettete Lager.

Wo war denn der Vater?

Judith lief zur Schlafkammer der Dienerin Esther und der Köchin Dinah. „Der Herr ist nicht im Haus!“ sagte sie zu den beiden, die aus dem ersten Schlaf aufwuhren.

„Vielleicht ist er noch bei einem seiner Freunde – vielleicht ist noch eine Sitzung, die sich lang hingezogen hat. Sie haben in letzter Zeit oft solche Sitzungen gehabt –“

„Bei Freunden ist er nicht – er hätte es mir gesagt“, beharrte Judith. „Wir müssen Nahor noch wecken, vielleicht weiß der etwas.“

Nein, Nahor, der Hausdiener, wußte wirklich nichts – er war unwillig, daß ihn Judith geweckt hatte.

So half es denn nichts: man mußte ein paar Häuser weiter bis zu Joseph von Arimathias Hause gehen. Nahor hatte wenig Lust dazu, aber er ging mit, als Judith sich zum Gehen anschickte. Er durfte sie unmöglich allein gehen lassen.

Sie mußten lange klopfen, ehe jemand an dem vergitterten Loch der Tür erschien.

„Ist mein Vater bei euch?“ fragte Judith.

„Nein, der hochwürdige Nikodemus ist nicht bei uns!“

„War er bei euch?“

„Nein!“

„Ist euer Herr im Hause?“

„Ja, hier ist er!“ Es war Joseph selber, der wohl auch lange studiert hatte. „Was denn – ist Nikodemus nicht zu Hause?“

„Nein.“

„Seit wann habt ihr ihn denn vermißt?“

„Ich habe es vorhin gemerkt, als ich ihm gute Nacht sagen wollte!“

„Das ist ja merkwürdig – wartet, ich komme mal mit hinüber zu euch –“

Schon beim Eintreffen in das Haus spürten die drei, daß der Gesuchte sich inzwischen eingestellt hatte. In seiner Arbeitsstube brannte die Öllampe. Er selbst saß auf dem Polster, neben sich einen alten Mantel, den er sonst nie trug.

„Was war denn los, Nikodemus? Deine Leute waren ganz aufgeregt!“ fragte Joseph und versuchte, einen leichten, scherzenden Ton anzuschlagen. Aber Nikodemus schien nicht zum Scherzen aufgelegt.

Judith nickte ihm zu und zog sich schnell zurück.

„Wo bist du denn gewesen?“ drang Joseph in den Freund.

„Bei ihm!“ sagte Nikodemus.

„Was heißt das – bei ihm! Bei wem denn – ach, du meinst doch nicht –“

„Genau das meine ich, lieber Joseph – ich war bei ihm!“

„Jetzt in der Nacht?“

„Ja, jetzt in der Nacht!“

„Du machst ja das Unmögliche möglich – aber wenn dich nun einer bei ihm gesehen hätte! Das gäbe einen schönen Klatsch – und der Hohepriester würde dich zu sich bestellen!“

„Darum ging ich ja in der Nacht – der Mantel machte mich selbst meinen Freunden fremd. Und statt des Dolches der Nachtmänner hatte ich nur einige Silbermünzen bei mir, die sind besser als Dolche, öffnen Tür und Tor.“

„Daß man dich überhaupt in seine Herberge einließ! Wie hast du denn erfahren, wo er nächtigt?“

„Letzteres besorgten meine Münzen“, lächelte Nikodemus, „und was das erstere anbelangt – es klappte eben!“

„Nun rede aber!“

„Ja, was soll ich reden? Vielleicht kannst du mir helfen, seine Rätselworte zu entwirren. Ich grüßte ihn und sagte: ‚Rabbi, es ist uns bekannt, daß du ein Lehrer bist, der von Gott gekommen ist; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, wenn Gott nicht mit ihm ist!‘ Da fiel er mir ins Wort und sagte – ich habe es mir genau gemerkt –: ‚Wahrlich, ich sage dir, die Herrschaft Gottes kann keiner wahrnehmen, der nicht neugeboren ist!‘ Das verstand ich nicht und fragte: ‚Neugeboren? Wie kann ein Mensch von neuem geboren werden? Es kann doch ein alter Mensch nicht zurück in den Schoß seiner Mutter gehen?‘ Darauf ging er nicht direkt ein – oder doch? Ich weiß es nicht. Er sagte: ‚Wenn einer nicht neu geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht ins Reich Gottes eingehen. Fleisch ist Fleisch‘ – nein, er sagte anders: ‚Was aus Fleisch geboren ist, ist Fleisch, und was aus Geist geboren ist, ist Geist. Sieh, der Wind weht, ganz wo und wie er will, du hörst sein Sausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist das mit denen, die aus Geist geboren werden!‘ Ich fragte, wie das geschehen könne. Da antwortete er fast spöttisch: ‚Du bist ein Gelehrter in Israel und weißt das nicht? Ja, es ist schon so – wir reden von Dingen, die wir wissen, aber ihr lehnt unser Zeugnis ab. Wenn ihr mir nicht glaubt, wenn ich von irdischen Sachen rede – werdet ihr mir dann

glauben, wenn ich von himmlischen Dingen rede, Nikodemus? Und doch ist niemand zum Himmel emporgestiegen außer dem, der vom Himmel herabgestiegen ist, nämlich der Menschensohn.' Er sprach dann weiter davon, daß der Menschensohn – damit meinte er sich – erhöht werden müsse, wie die Schlange in der Wüste von Mose für das Volk erhöht wurde. Und jeder, der an ihn glaube – das heißt doch wohl, der in ihm den Messias sehe –, solle ewiges Leben haben. Das habe alles die Liebe Gottes gemacht. Gott habe seinen einzigen Sohn hingegeben, daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengehe, sondern ewiges Leben habe. Ein solcher solle auch nicht gerichtet werden – verstehst du das, Joseph?"



Nicht alles, um ehrlich zu sein, Nikodemus. Ist er am Ende nur ein verworrener Geist – ein großer Geist, aber getrübt? Das frage ich mich jetzt wieder, wo ich deinen Bericht höre.“

„Nein, Freund! Das ist er nie und nimmer – da sind doch seine Zeichen, vergiß das nicht!“

„Sie scheinen dich ja wirklich sehr beeindruckt zu haben, diese Heilungen und Wunder?“

„Geh doch auf die Straße, Joseph. Irre findest du dort genug. Laß sie solch ein Zeichen tun. Die Klügsten können es nicht – oder meinst du, Kajaphas kann das?“

„Psst – nicht so laut, Freund! Natürlich kann Kajaphas das nicht – er wird es gar nicht versuchen. Aber bist du nun nach deinem Besuch bei ihm klüger?“

„Klüger? Nein! Aber es wird mir immer deutlicher: Es ist Gott, der uns etwas durch diesen Jesus sagen will. Vieles scheint mir in den alten Schriften angedeutet –“

„Er kennt die Propheten besser als wir. Er richtet sich nach den Weissagungen – jedenfalls ist das eine Meinung!“

„Und da sind wieder die Wunder und Zeichen. Nein, Joseph, wir sollten wohl auf ihn hören –“

„Jedenfalls wollen wir uns nicht durch Haß und Eifersucht die Augen verschließen lassen, Nikodemus. Aber vorsichtig müssen wir sein. Laß deine Dienerschaft nichts merken!“

Nachdenklich kehrte Joseph von Arimathia in sein Haus zurück.



Er hat mir alles gesagt

„Nanu, Rahab? Sah ich dich nicht mit einem Krug auf dem Kopfe durch das Tor hinausgehen?“ fragte in der Stadt Sichar in Samaria ein Mann eine jüngere Frau, die es sehr eilig zu haben schien. „Hast du deinen Krug zerbrochen?“

„Ja, mein Krug! Du hast recht, Joses – ich bin mit dem Krüge hinausgegangen – und nun habe ich ihn am Brunnen stehen lassen!“

„Aber Rahab – dann lauf schnell und hole ihn, sonst nimmt ihn eine andere mit, und du kannst dir einen neuen kaufen. Was hast du denn?“

„Ich habe soeben etwas erlebt, etwas Merkwürdiges, und das hat mich ganz durcheinandergebracht!“

„Wir haben immer gemeint, dich könne nichts erschüttern, Ra-

hab“, mischte sich ein anderer ein. Das Gespräch hatte noch mehrere Männer angelockt; die Frauen dagegen schürzten die Lippen und gingen schnell weiter, als sie Rahab sahen.

Es war um die Mittagszeit, aus den Häusern von Sichar roch es nach Essen.

„Was würdest du sagen, Simon“, fragte jetzt Rahab, „wenn einer dir alles sagte, was du im Leben getan hast?“

„Die Wahrheit – ich würde alles gestehen!“

„Nein, ich meine nicht vor Gericht – ich meine so – nun ja, was man so tut im Leben, nicht wahr?“

„Was man so tut – jaja, wir verstehen dich, liebe Rahab – was man so tut!“

„Ach, seid doch mal vernünftig! Mir hat soeben ein Mann alles gesagt, was ich im Leben getan habe. Und zwar draußen am Brunnen. Ich komme wie jeden Tag mit meinem Krug, um Wasser zu holen. Da sehe ich am Jakobsbrunnen einen Mann sitzen. Einen Juden! Man sah es an seinen Kleidern und überhaupt. Nun sitzt oft ein Pilger oder Wanderer am Jakobsbrunnen. Ich kehre mich nicht daran und will also mein Wasser heraufholen – da sagt doch der Jude: ‚Gib mir zu trinken!‘ Ich antworte: ‚Wie kannst du als Jude mich, eine Samariterin, bitten, dir Wasser zu trinken zu geben? Du wirst doch unrein!‘ Er läßt sich dadurch jedoch nicht beirren, sieht mich an und sagt: ‚Wenn du wüßtest, Frau, wer dich um Wasser bittet – du würdest ihn um einen Trunk bitten und lebendiges Wasser bekommen!‘ Reichlich dunkel, nicht wahr? Aber es geht weiter. Ich sage: ‚Das verstehe ich nicht! Wie willst du mir denn überhaupt Wasser geben – ohne etwas zum Schöpfen? Der Brunnen hat immerhin seine Tiefe, er stammt von Jakob, unserem Vater, der hat ihn uns gegeben. Er selbst hat noch daraus getrunken mit seinen Kindern und seinem Vieh. Bist du vielleicht etwas Größeres als unser Vater Jakob?‘ Er: ‚Ja, das

ist wohl so – aber ein jeder, der von diesem Wasser trinkt, wird wieder durstig. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, der wird in alle Ewigkeit keinen Durst leiden. Mein Wasser wird ihm wie eine Quelle sein, deren Wasser ins ewige Leben sprudelt! Ein Irrer, denke ich und sage: ‚Na schön, dann gib mir solches Wasser – dann habe ich nie wieder Durst und kann mir den täglichen Weg an den Brunnen sparen.‘

Zugegeben, ich sagte das ein bißchen spöttisch. Der Mann aber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er sagte: ‚Geh und komme mit deinem Mann wieder!‘“

„Mit deinem Mann – welchem?“ lachte einer der Zuhörer.

„Ja, genau das hat er gesagt – was gibt es da zu lachen. Ja – und dann hat er mir alles gesagt –“

„Was denn zum Beispiel?“

„Ach, das brauche ich wohl nicht zu erzählen –“

„Warum denn nicht – bist doch sonst nicht so zurückhaltend, Rahab!“

„Gut! Er sagte: ‚Fünf Männer hast du gehabt, und der Mann, mit dem du jetzt zusammen lebst, der ist nicht dein Mann!‘“

„Das ist bestimmt einer von hier oder aus der Nähe – wie soll er das sonst wissen“, rief einer.

„Nein, er ist fremd – einwandfrei ein Jude“, beharrte Rahab.

„Ich habe noch länger mit ihm gesprochen. Er ist bestimmt ein Prophet – wenn nicht gar der Messias!“

„Wie kommst du darauf? Ein Prophet braucht noch lange nicht der Messias zu sein!“

„Er hat es mir selber gesagt! Als ich merkte, daß er ein heiliger Mann war, habe ich ihm gleich unsere Hauptfrage vorgelegt: ‚Unsere Väter haben Gott auf dem Berg Garizim angebetet, nun aber sagen die Juden, Gott müsse zu Jerusalem angebetet werden. Wie verhält sich das?‘ Und was meint ihr, was er geantwortet hat?“



Er sagte: ‚Frau, glaub mir, es kommt die Stunde, da werdet ihr den Vater weder auf diesem Berge noch in Jerusalem anbeten. Die Stunde kommt und ist schon gekommen, zu der die wahren Beter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. Denn Gott ist Geist, und die Beter müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!‘

Sonderbare Worte eines Juden!

Ich sagte ihm noch, ich wisse wohl, daß der Gesalbte Gottes kommen würde – der würde alles kundtun. Und darauf antwortet er: ‚Ich bin es! Ich, der mit dir redet!‘ Doch da waren wir nicht mehr allein, da kamen Männer, die zu ihm gehörten.

Ich ging – und vergaß meinen Krug. Aber er sitzt sicher noch am Brunnen – kommt mit, seht ihn euch an!“

„Warum sollen wir das nicht?“ fragten die Männer einander und gingen mit Rahab.

Sie sahen ihn sitzen, hörten ihn bald mit seinen Begleitern reden. Einige Sätze konnten sie vernehmen: „... es dauert noch vier Monate, und dann kommt die Ernte, so sprecht ihr doch? Ich sage euch: Hebt eure Augen auf und seht euch die Felder an, sie sind schon weiß zur Ernte. Der Schnitter erhält seinen Lohn und sammelt die Frucht für das ewige Leben, damit sich hier der Säemann zugleich mit dem Schnitter freut; denn hier gilt das Wort: Der eine sät, der andere erntet. Ich habe euch gesandt, zu ernten, wo ihr nicht die Arbeit getan habt. Andere haben sie getan, ihr seid in deren Arbeit eingetreten –“

Still lauschten die Männer und Rahab. Plötzlich erkannten sie in dem Manne Jesus von Nazareth. Da sagten sie zu ihm: „Herr, wir würden uns freuen, wenn du in unsere Stadt Sichar kämest und bei uns predigtest. Wenn es dir möglich ist, so komm!“

Jesus nahm die Einladung an, die Begleiter schienen nicht ganz damit einverstanden zu sein, folgten jedoch. Zwei Tage blieb er in Sichar. Menschen, die ihn sahen und hörten, glaubten, daß er der Messias sei. Sie sagten: „Rahab hat alles richtig erzählt. Aber nun glauben wir nicht an ihn auf Grund dessen, was Rahab uns sagte, sondern weil wir ihn mit eigenen Ohren gehört haben. Er ist es bestimmt – der Heiland der Welt!“



Sprich nur ein Wort!

Vor der kleinen Kaserne von Kapernaum entstand ein Menschenauflauf. Die beiden Soldaten am Tor betrachteten kopfschüttelnd die Menge.

„Ein Fremder könnte meinen, wir ständen hier kurz vor einer Rebellion“, sagte der eine in römischer Sprache zu seinem Kameraden, „dabei leben wir hier im tiefsten Frieden. Die scheinen noch nie einen Sterbenden in den Mauern ihrer Stadt gehabt zu haben!“

„Es ist weniger wegen des kranken Lollus, daß sie sich hier herumdrücken und jede Gelegenheit wahrnehmen, an der Kaserne vorbeizukommen. Ihnen geht es um unseren Centurio. Du wirst noch merken, was da los ist – so etwas hast du bestimmt noch nicht erlebt. Diese Freundschaft zwischen den beiden! Wirst du wirklich mal geschickt, um irgendwo ein-

zugreifen und Ordnung zu schaffen, mußt du sehr aufpassen, daß du nicht etwa einem von seinen geliebten Juden auf die Zehen trittst. Ich habe immer gedacht, er wäre selber ein Jude – aber er ist keiner –“

„Was ist er denn für ein Landsmann?“ fragte der erst unlängst nach Kapernaum versetzte Legionär.

„Er soll von fernen Inseln stammen – aus dem Westen. Sein Sklave Lollus, der Kranke, übrigens auch. Sie sprechen ein und dieselbe Sprache, wenn sie allein sind – soll sich anhören wie das Knurren der Hunde.“

„Aha – daher der Aufwand! Leute, wer hat sich denn um einen sterbenden Sklaven gekümmert – ich habe noch keinen von den Herren gesehen. Geärgert – ja, das hat sich mancher. Daß er die Arbeitskraft verlor und in den Beutel greifen mußte, einen neuen zu kaufen. Aber der Centurio bringt sich ja um wegen des Knechtes – als wäre es sein Sohn!“

„Er sagt auch nur ‚mein Junge‘, wenn er von ihm spricht.“

„Vielleicht will er ihn freilassen und adoptieren?“

„Wer weiß!“

Die Menschen standen in Gruppen. Es schien, als beschäftige sie etwas Neues. – „Warst du schon mal bei ihm?“ fragte der kundige Legionär den Neuen.

„Ja – komisch genug war es. Ein Haufen Papierrollen lagen auf dem Boden der Stube, und er saß mit einem Rauschebart von Rabbi darüber. Ich wurde schnell abgefertigt. Ist er ein gelehrtes Haus?“

„Vielleicht. Auf alle Fälle ein frommer Mensch, das sagen alle, wenn er dabei auch zu weit geht. Den Juden eine Synagoge zu errichten – wo hat es das schon einmal gegeben?“

„Hat er das getan?“

„Ja. Und er sitzt dauernd darin und hört sich ihr Kauderwelsch an.“

„Daß sie das oben dulden?“

„Mensch, einen besseren kann ja Herodes nicht kriegen. Der macht es auf die sanfte Weise – und kommt weiter damit. Kapernaum steht hoch in Gunst – alles ruhig, alles in Ordnung, keine Zwischenfälle. So wünschen sich das die kleinen Könige hier –“ Die Menschenmenge war sichtlich erregt. Was mochten sie nur haben? Sie schienen geteilter Meinung zu sein, es schien zwei Parteien zu geben.

„Was meinst du, jetzt werden sie aber zu laut! Wollen sie mal ein bißchen zerstreuen“, sagte der neue Legionär, etwas nervös. „He, gute Leute – geht doch wieder nach Hause. Ihr werdet schon rechtzeitig erfahren, was mit dem Lollus ist.“

„Geht es ihm besser?“

„Wir wissen nicht mehr als ihr!“

„Jesus ist da – Jesus ist in Kapernaum“, sagte ein Alter, „Jesus von Nazareth, der Wunderrabbi, der heilen kann. Sagt es doch dem Centurio!“

„Das lassen wir uns nicht zweimal sagen“, meinte der dienstältere Legionär und eilte in die Kaserne. Kaum war er verschwunden, da erschien auch schon der Centurio selbst und ging mit großen Schritten ans Tor.

„Wer von euch, liebe Leute, hat Jesus gesehen?“ fragte er.

Es meldeten sich einige Älteste.

„Führt mich doch bitte zu ihm. Und legt für mich ein gutes Wort ein, daß er mir den Lollus rettet!“

Man machte ihm und den Ältesten Platz und schloß sich ihnen an. Für einen Augenblick war der kranke Sklave vergessen, ein neues Jesus-Wunder war zu erwarten.

„Es ist aber doch ein Heide, kein Jude“, wurde auf dem Wege geredet, „er hat doch einmal gesagt, er sei nur zu den Juden geschickt! Paß auf, er macht es nicht – weil der ein Fremder ist!“ Die Meinungen waren geteilt.

Inzwischen waren die Ältesten mit dem Centurio vor dem Hause angelangt, in dem Jesus stets nächtigte. Die Ältesten gingen hinein und baten, Jesus sprechen zu dürfen.

„Wir grüßen dich, Rabbi!“ sagten sie. „Draußen steht unser Centurio, du wirst schon von ihm gehört haben: es gibt keinen zweiten, der so ist wie er. Er liebt unser Volk und macht daraus kein Hehl. Er ist bei uns im Gottesdienst und hat uns geholfen, die Synagoge zu bauen. Und nun liegt sein Sklave auf den Tod – er hängt sehr an ihm. Kannst du ihn retten?“

„Ich komme!“ sagte Jesus.

Vor der Tür wartete der Centurio.

„Gegrüßt seist du, Rabbi!“ sagte er in Jesu Sprache. „Die Freunde und Ältesten aus der Stadt haben dir alles gesagt, nicht wahr?“

„Ja, ich will mit dir gehen und deinen Sklaven gesund machen“, entgegnete Jesus.



Da trat der Centurio einen Schritt zurück und sagte: „Nein, lieber Rabbi Jesus! Diese Mühe mache dir nicht! Ich bin ja nicht würdig, daß du unter mein Dach trittst. Sage ein Wort, so ist mein Junge gesund!“

Jesus sah den Centurio verwundert an. Der aber fuhr fort: „Sieh, ich bin ein Centurio, ich muß meinen Vorgesetzten gehorchen, und meine Soldaten haben mir zu gehorchen. Sage ich zu einem: ‚Geh!‘, so geht er, und sage ich: ‚Komm!‘, so kommt er. Und sage ich zu meinem Sklaven: ‚Mach das!‘ – dann tut er’s –“

Er redete nicht weiter, sondern schaute Jesus an. Der aber ließ den Blick in die Runde gleiten und sprach: „Bei keinem Menschen in Israel habe ich einen solchen Glauben gefunden. Ja, ich sage euch: Viele werden aus dem Osten und dem Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob das Gastmahl im Himmelreich halten. Aber die, denen das Reich eigentlich gehört, werden in die Finsternis gestoßen, wo Weinen und Zähneknirschen sein wird.“

Und zu dem Centurio gewandt: „Geh in dein Haus! Wie du es geglaubt hast, so geschehe dir!“

Lollus war gesund, als sein Herr zurückkehrte.

Wir wollen das Dach wieder flicken

Es war eine sonnige Morgenstunde. Vier Männer schoben einen Karren durch die Gassen von Kapernaum und hielten vor Simons Haus. Auf dem Karren hatten sie Stangen, Schilfgras und mehrere lehmgefüllte Eimer.

Sie klopfen, und auf ihr Klopfen öffnete eine Frau die Haustür.

„Ach“, sagte sie lachend, „wenn ich recht verstehe, seid ihr gekommen, um –“

„Ganz recht“, fiel ihr einer der vier Männer ins Wort, „wir wollen das Dach wieder flicken, das sind wir euch schuldig.“

„Diesmal könnt ihr aber zur Tür herein und die Stiege hinaufgehen“, sagte die Frau, „ihr braucht nicht wieder über Mauern und Erker zu klettern. Wie geht es denn eurem Freund Nathan?“

„Es geht ihm so gut, daß er sich fragt, ob er denn überhaupt gelähmt gewesen sei. Er singt und betet den ganzen Tag mit seiner Familie.“

Die Männer betraten das Haus. Sonnenlicht schimmerte an einer Stelle durch das Dach der großen Stube – ebenjener Stelle, wo sie gestern das Dach aufgerissen hatten. Für die Nacht hatte man die Stangen und Bretter nur behelfsmäßig darübergerlegt.

„Wir fegen hinterher den Schmutz zusammen“, sagte einer zu einer älteren Frau, die grüßend hinzugetreten war, und darauf begann die Arbeit. Es mußten noch Holzstücke, Stangen und Bretter weggerissen werden, damit man das neue Material kunstgerecht einlegen und mit hartem Schilfgras bedecken konnte. War man damit fertig, so kam darüber eine Lehm-schicht, die festgestampft und mit einer Steinwalze geglättet wurde.

„Ich vermag das alles auch jetzt noch nicht richtig zu glauben“, fing einer der Männer an, während er Gras zu Bündeln band, „es ist gut, daß ich das Loch hier sehe – sonst könnte ich meinen, ich hätte nur geträumt.“

„Ich habe vor Freude die ganze Nacht kein Auge zumachen können“, sagte sein Nachbar, der eine Stange spitzte. „Ein Elend war das mit Nathan – und jetzt ist alles vorbei!“

„Ja, das stimmt. Nicht mehr rühren konnte er sich – und wie kräftig und arbeitsam war er als junger Mann. Ganz plötzlich kam die Krankheit – keiner ist ja sicher vor so etwas.“

„Nein, keiner! Wenn ich an uns denke, was wir vier gestern anstellten! Haha, wenn uns das einer vor einer Woche gesagt hätte, wir hätten ihn davongejagt!“

„Mich trieb sein Leiden, ich hätte ihn bis an die Enden der Erde getragen!“

„Ich hätte es nicht getan, wenn ich nicht ganz fest daran geglaubt hätte, Jesus könnte auch ihn gesund machen. Er kann ja alles –“

„Du hast uns angesteckt mit deinem Glauben!“

„So daß wir das Dach demoliert haben wie Feinde oder Diebesbanden!“

„Ich war ganz einfach wütend, als ich sie alle vor der Tür herumstehen sah – die Gaffer, die Neugierigen!“

„Ich dachte, sie würden uns wenigstens Platz machen, damit wir Nathan hineintragen könnten. Aber nein –, wir sind auch nicht gesund!“ sagten sie.“

„Wer kam denn eigentlich als erster auf den Gedanken, auf das Dach zu steigen?“ – „Du, Harif, nicht wahr?“

„Und wie wir hinaufgekommen sind, ist mir jetzt noch ein Rätsel – mit Nathan auf der Bahre. Er sagte, Schmerzen habe er keine verspürt – sonst hat er sich gekrümmt vor Schmerzen, wenn man ihn umbettete.“

„Dort auf die Mauer seid ihr beide gestiegen, dann weiter auf den Absatz unterm Dach, dann hinauf auf das Dach, über die Brüstung. Und die Bahre haben wir dann an Stricken heraufgezogen – wo hatten wir denn die Stricke her?“

„Sei beruhigt, die sind schon wieder in dem Haus hier – wir haben sie zurückgebracht, als Nathan mit seiner Bahre nach Hause schritt.“

„Ein tolles Kunststück war das – wenn ich das noch mal machen sollte . . .“

„Gib mir doch mal die Stange dort, damit ich sie einpasse – auch das Brett gleich noch. Einer kann den Lehm schon anrühren, es wird schnell gehen mit unserer Arbeit. Das Gras ist übrigens gut, wo hast du es denn her?“

„Es ist aus Nathans Vorrat!“

Sie arbeiteten eine Weile schweigend. Die Sonne gewann an Kraft, aber vor der Zeit der öden Hitze würden die Männer sicher mit allem fertig sein; dann konnte die Sonne den aufgetragenen Lehm festbacken.

„Hast du sie gesehen – gestern?“ fragte jetzt einer. „Ich meine – die Horcher!“

„Und ob ich sie gesehen habe. Ich kannte den langen, dünnen Rabbi von Kana und den knurrigen, dicken von Chorazin. Die in den tadellosen Gewändern mit den vielen Quasten waren von Jerusalem. Sie waren nicht zur Sommerfrische hier, glaubt mir. Es tut sich was – sie passen auf ihn auf!“

„Das sollen sie immer tun! Wenn er das tut, was er gestern unserm Freund Nathan getan hat, dann kann kein Mensch ihm böse sein – danken müssen sie ihm, mehr als bloß danken. Ich muß gestehen, auch ich bin seit gestern anders. Ich muß immerzu an ihn, an Jesus, denken.“

„Auf den Kopf des Rabbi von Chorazin fiel Lehm, als wir das Dach aufbrachen – er, der sonst immer poltert und tobt,

wie ich von meinen Verwandten weiß, wagte keinen Ton zu sagen.“

„Es war mäuschenstill, man hörte nur, wie die Stricke an den Balken schabten, als Nathan hinabglitt. Und dann sein erstes Wort: ‚Mensch, deine Sünden sind dir vergeben!‘ Habt ihr es



gesehen – es war, als habe ihnen einer einen Skorpion in den Ärmel gesteckt.“

„Ja, sie zuckten förmlich zusammen. Auf ihren Gesichtern stand zu lesen, was sie dachten: ‚Das ist unerhört – das ist Frevel, Lästerung – wer kann Sünden vergeben außer Gott allein?‘“

„Jesus kann Gedanken lesen!“

„Ja. Er sagte: ‚Was denkt ihr da in eurem Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder: Stehe auf und gehe! Damit ihr aber seht, daß der Menschensohn Vollmacht hat, hier auf Erden Sünden zu vergeben – schaut her!‘ Und zu Nathan gewandt: ‚Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus!‘ Das tat Nathan prompt – er konnte es tun. Da waren sie ganz still.“

„Sie werden allerlei zu berichten haben, wenn sie nach Jerusalem zurückkehren. Was mag daraus wohl noch werden? Fast könnte man sich fürchten. Weder mein Vater noch dessen Vater hat je so Seltsames erlebt.“

„Freunde, wir haben das alles gesehen und gehört“, sagte der Schweigsamste unter ihnen, der während der Gespräche unverdrossen arbeitete. „Wir wollen das Dach flicken und keine Reden halten, vergeßt das nicht!“

Nach ein paar Minuten sagte er jedoch wie zu sich selbst: „Wahrhaftig – unglaublich Wunderbares haben wir erlebt!“



Kein Strandgut

„Ussi, hör nur mal!“ Der bärtige, vierschrotige Mann weckte seinen Kumpan, der neben ihm in der alten Weinberghütte auf einem Haufen Lumpen lag und schlief.

„Ussi, das ist ein Wind nach meinem Herzen, wie der heult!“ Ganz plötzlich war der Sturm aufgekommen – aus heiterem Himmel. Er zerrte an der Hütte, bog die Zypressen zu krummen Haken, er zerwühlte den See, so daß das Wasser aussah, als schnappe es aus tausend geifernden Schlünden.

„Komm, Ussi! Gehen wir unserem Gewerbe nach. Seit Tagen haben wir keine richtige Mahlzeit mehr im Leibe – der Sturm kommt mir wie gerufen. Etwas treibt immer an Land – wir sind ja nicht kleinlich, nehmen alles – retten auch mal Schiffbrüchige gegen gutes Geld!“

Langsam erhob sich der mit „Ussi“ Angeredete.

„Hast recht – der Wind bringt uns Beute!“

Sie kletterten mit kundigen Schritten durch das steinige Feld der Uferberge des Sees Genezareth, klotzten durch einen Spalt hinab und näherten sich einer vorspringenden Felsplatte. Der Wind zerrte an ihnen und drohte, ihnen die alten Lumpen vom Körper zu reißen.

„Weißt du noch, wie wir den hohlen Stamm fanden mit den Münzen – lange haben wir davon gelebt.“

„Jaja – aber nasse Kleider sind auch nicht zu verachten. Nötigenfalls muß man stillen Leuten beim Ausziehen behilflich sein.“ Sie lachten beide.

Plötzlich rief der eine, der Ussi hieß:

„Da fährt doch bei diesem Wetter ein Schiff auf dem See. Es ist mitten in die Bö geraten – wie der Kahn tanzt – in einem Tempo rasen sie herüber. Das wird etwas, das wird etwas, Sereb!“

Ein Schiff, das wirklich Spielball des Sturmes und hilflos war, wurde herangetrieben. Es sah aus, als schlugen die Wellen darüber hinweg. Es verschwand, kam wieder empor, den Bug bald hierin, bald dorthin gerichtet. Ruder ragten zuweilen in die Luft wie die Beine eines ertrinkenden Käfers.

„Das wird etwas – lange geht das nicht mehr. Wetten, die sind mehr als vollgeschlagen!“

„Sind allerhand Leute drin, man sieht sie jetzt immer deutlicher. Jetzt rasen sie wie toll auf unser Ufer zu – nein, jetzt liegt das Schiff wieder quer. Das gute Essen, das da mancher eingenommen hat – schade drum!“

„Wenn sie nun nicht bald absacken oder umschlagen, wird es nichts. Was ist denn das – sieh mal, sieh – da liegt doch einer im Schiff. Fahren die einen Toten? Der merkt wenigstens von dem Elend nichts – nein, es ist kein Toter, er steht auf. Hat am Ende geschlafen? Sieht so aus!“

„Er wird seekrank gewesen sein – jetzt geht er nach vorn. Mann, Mann, jeden Augenblick kann ein Brecher kommen – dann gehst du über Bord!“

„Des einen Tod ist des andern Brot! Aber er geht nicht über Bord. Was macht er denn – zieht er an Tauen herum?“

„Nein – er steht vorn und hat die Hände hochgehoben – was ist denn das – was ist jetzt los?“

„Donner ja! Ussi, sag mal, was siehst du – es könnte sein, daß ich verrückt geworden bin?“

„Ich sehe ein spiegelblankes Meer –“

„Und war nicht soeben ein böser Sturm?“

„Ein Sturm, wie er böser nicht sein konnte!“

„Du – das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

„Magst recht haben – sie kommen jetzt gut mit den Rudern voran, jetzt halten sie auf den Sandstrand unten zu, genau auf die günstige Stelle.“

„Ich muß morgen mal wieder als Tagelöhner arbeiten“, meinte Sereb mit Kummerfalten auf der Stirn, „heute gibt es kein Strandgut!“

Inzwischen hatte das Schiff das Ufer erreicht und lag jetzt ruhig im flachen Wasser. Die Menschen sprangen ans Land. Sie liefen durcheinander wie Ameisen und fielen vor dem Hellgekleideten, der im Sturm die Arme ausgebreitet hatte, nieder. Ihre Stimmen tönnten bis zu den Strandräubern hinauf.

„Gehen wir hinunter?“

„Kann nicht schaden!“

Sie näherten sich den Menschen und hörten bereits Gesprächsfetzen: „... Wind und Meer sind ihm gehorsam ... was ist das für einer? ...“

„Na, da habt ihr aber noch mal Glück gehabt, Leute“, sagte Ussi und bemühte sich bei aller Enttäuschung, seinen Worten einen aufrichtigen Klang zu geben. „Wir sahen euer Schifflin

tanzen – gaben kein As für euer Leben. Ja, die Böen kommen und gehen wie der Blitz –“

„Wir hatten Jesus an Bord!“ sagte ein alter Mann.

„Ist das der dort – im hellen Gewand?“

„Ja.“



„Uns war, als habe er im Schiff gelegen?“

„Das hat er auch – er hat im tollsten Sturm auf einem Kissen am Heck geschlafen.“

„Muß der müde gewesen sein!“

„Spottet nicht, wir wissen nicht, was wir ihm aus Dankbarkeit geben sollen. Seine Schüler haben ihn aufgeweckt, als es am schlimmsten war. Wir hatten ja alle grüne und graue Gesich-

ter und spien man nur so – dazu die Angst! Wer will denn ersaufen?“

„Ja, und da erhob er sich“, fiel dem Erzähler ein zweiter ins Wort, „und nannte sie feige – die Begleiter! Feige – bei dem wilden Sturm! Da rutschte selbst einem alten Seefahrer das Herz in die Hose. Die Fischer, die uns übersetzten, sagten, so einen Sturm hätten sie seit Jahren nicht erlebt. Wir sahen uns alle am Ufergebirge zerschellt, eine Beute der Fische und Aasvögel –“

„Oder der Strandräuber“, sagte ein dritter mit Nachdruck und schickte einen prüfenden Blick zu Ussi und seinem Gesellen.

„Dergleichen gibt es hier nicht“, meinte Ussi beiläufig.

„Aber das ist auch gleichgültig“, meinte der zweite. „Strandräuber und gefräßige Fische und Seeraben – bist du erst einmal mit aller Macht gegen die Felsen geworfen, dann brauchst du dir darüber den Kopf nicht mehr zu zerbrechen, er ist dir zerbrochen. Unglaublich: sie werden uns alle auslachen, wenn wir es erzählen: Jesus hat den Sturm und die Wellen bedroht – da verschwanden sie beide – wie armselige Wegelagerer, die auf eine bewaffnete Karawane stoßen.“

„Wir haben das alles vom Ufer aus gesehen“, sagte Ussi.

Als er mit seinem Kumpan wieder zur Hütte hinaufstieg, meinte er: „Wir wollen uns morgen eine Arbeit suchen. Wenn der am See ist, gibt es kein Strandgut!“



Sie brauchen keine Klagefrauen

Zilpa war Klagefrau. Sie war weder jung noch schön. Böse Nachbarn sagten: „Sie ist faul – lieber schreit und jammert sie einige Tage bei fremden Leuten, als daß sie ihre Hände zur Arbeit rührt.“

Andere meinten: „Laßt sie nur in Ruhe, es muß auch Klagefrauen geben!“

Heute hatte Zilpa einen großen Tag. Ein Diener, dem man die reiche Herrschaft ansah, hatte an die Tür ihres kleinen Hauses geklopft, und wenig später hatten die neugierigen Nachbarinnen und Nachbarn Zilpa mit ihm gehen sehen. Sie war gekleidet wie immer an den Tagen, wenn sie zur Totenklage in ein Haus ging. Welcher Vornehme mochte gestorben sein?

Sicher bekam sie einen Batzen Geld für ihr Klagen!
Es war jedoch nur kurze Zeit vergangen, da kam Zilpa zurück.
Sie war ganz still und ging in ihr Häuschen, kam bald wieder
in Alltagskleidern heraus, setzte sich in den Schatten und starrte
vor sich hin.

„Nanu, Zilpa“, sagte eine Nachbarin, „so früh wieder zurück?“
Zilpa antwortete nicht.

„Sie haben dich wohl nicht gebraucht?“ fragte eine zweite
Nachbarin.

„Nein“, sagte da Zilpa, immer noch wie abwesend, „sie brauchen
keine Klagefrauen.“

„Wie sollen wir denn das verstehen? Sie haben dich doch geholt,
wir haben doch den Mann gesehen, der bei dir war?“

„Ich sagte euch doch: Sie brauchen keine Klagefrauen!“

„Willst du nicht freundlicher mit uns reden?“ fragten nun
schon viele Neugierige.

„Wenn ich es euch erzähle – ihr glaubt mir ja doch nicht!“

„Warum sollen wir dir nicht glauben, Zilpa? Sind wir nicht
immer deine getreuen Freundinnen und Nachbarinnen gewesen? Bitte,
erzähle uns alles – keine kommt so herum wie du, du gehst in den
vornehmen Häusern ein und aus!“

„Wie lieb ihr seid, wenn euch die Neugier plagt“, sagte Zilpa,
„aber ich kann es euch ja erzählen. Es kann mir doch gleich sein,
ob ihr es glaubt oder nicht; ob ihr mich auslacht oder nicht.
Ich weiß, was ich weiß!“

„Nun fang schon an!“

„Sie haben mich heute zum reichen Jairus geholt, dem Vorsteher
der Synagoge – ihr kennt ihn?“

„Oh, ist seine Frau gestorben, oder gar er selber?“

„Nein – laßt mich doch erzählen. Er ist nicht tot, seine Frau
ist nicht tot – sein Töchterchen war tot. Wie Marmor und

Ebenholz sah es aus, als es auf seinem Totenbettchen lag. Die Mutter war untröstlich –“

„Und der Vater?“

„Der war nicht zu Hause.“

„Der Arme – wenn er heimkommt!“

„Er ist daheim – aber redet doch nicht immer dazwischen. Das Kind war gestorben. Ganz schnell war es gegangen. Fieber hatte es gehabt. Kurz vor seinem Ende war der Vater davongelaufen –“

„Er hielt es nicht aus vor Schmerz, nicht wahr?“

„Nein, nein – ganz anders! Habt doch Geduld, wenn ich erzähle. Wir kamen und begannen unsere Klage. ‚Ach, unser Kind!‘ ‚Ach unsere Tochter!‘ klagten wir vor dem Raum, in dem das Mädchen lag. Viele Leute kamen und wollten die Eltern trösten. Plötzlich kam ein ganzer Menschenhaufe die Straße herauf. ‚Da kommt Jairus – da kommt der Vorsteher!‘ hörten wir in den Pausen unserer Klage einige Leute leise rufen.

‚Er ist bei ihm!‘ rief einer.

Sie kamen durch die Pforte. Neben dem Vorsteher ging ein Mann, der sah aus wie ein Rabbi. Hinter ihm schritten einige seiner Schüler, einer von ihnen war schon etwas älter.

Wir stimmten nun aufs neue unsere Totenklage an.

Da sagte der Rabbi mit lauter Stimme: ‚Was lärmt ihr hier und weint und klagt? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft!‘

Da hielten wir jäh mit unserer Klage inne. Ich weiß nicht, wie es kam: Eine von uns begann zu lachen, laut zu lachen. Sie steckte uns an. Wir lachten alle – lachten den Rabbi aus, der da gesagt hatte, das tote Kind schlafe nur.

Doch da wandte er sich uns zu, seine Augen waren streng:

‚Ihr geht davon und kommt nicht wieder!‘ sagte er.

‚Was hat uns ein Fremder zu befehlen, wenn wir von der Herr-

schaft des Hauses zur Totenklage bestellt sind?' sagte die alte Rebekka, die uns immer anleitet.

„Liebe Leute, gehorcht ihm, gehorcht dem Meister“, sagte der Vorsteher, „ihr meint es gut, ich werde euch belohnen, aber geht und hindert den Meister nicht!“

Wir gingen nicht weit. Wir blieben dort stehen, wo all die anderen Leute abwartend standen.

„Kommt!“ sagte da der Rabbi zum Vorsteher und dessen Frau, die bleich war wie ein weißes Tuch. „Kommt, wir wollen zu



ihr hineingehen – kommt ihr auch mit, Petrus, Jakobus und Johannes! – Da gingen sie alle hinein.

Wir hörten die Mutter noch einmal laut aufschluchzen. Dann aber vernahmen wir die Stimme des Rabbi:

„Thalita kumi!“ Das heißt: „Mädchen, ich sage dir, stehe auf!“

Wir wagten kaum zu atmen. Wir standen reglos Kopf an Kopf. Da tat sich die Tür auf – und nun glaubt es oder glaubt es nicht: Wir sahen das Mädchen, das schwarzhaarige Töchterchen des Vorstehers. Es war nicht mehr totenbleich, es hatte rote Wangen – als wäre es soeben aus einem tiefen Schlaf aufgewacht.

Hinter ihr stand der Rabbi, dessen Gewand die vor Freude weinende Mutter küßte und dessen Hand der Vorsteher nicht losließ. Der Rabbi sagte zu uns: „Ich will nicht, daß ihr weiter erzählt, was ihr hier erlebt habt! Es braucht außer euch niemand zu wissen!“

Und darauf sprach er zum Vorsteher: „Laß dem Kinde etwas zu essen geben, Jairus!“

So – und nun wißt ihr alles.“

„Aber du hast ja dem Rabbi nicht gehorcht, Zilpa!“ sagten sie.

„Wer könnte so etwas für sich behalten?“ erwiderte Zilpa.

„Der Rabbi war übrigens Jesus von Nazareth, von dem ihr schon gehört habt!“

Was erdreistet er sich?

„Ich habe ihn gekannt, da war er noch klein“, erzählte ein Bauer seinem Begleiter, mit dem er sich auf dem Weg in die Synagoge befand, um am Sabbatgottesdienst teilzunehmen, „und nun redet man viel von ihm.“

„Weißt du noch, damals – da war er doch im Tempel geblieben und nicht mit seinen Eltern heimgekehrt – es wird vielleicht siebzehn, achtzehn Jahre her sein. Damals erzählte man, er habe den Tempel ‚Haus seines Vaters‘ genannt!“

„Der gute, arme Joseph! Nun, er erlebt das nicht mehr – aber die Mutter, die Maria, und die Geschwister sollen über sein Kommen nicht begeistert gewesen sein.“

„So? Nun, andere wären vielleicht stolz gewesen. Sieh nur, wie viele Menschen sind unterwegs zur Synagoge!“

„Verstehst du das nicht? Dieser und jener wird erfahren haben, daß er da ist – der Jesus. Sie wollen ihn sehen.“

„Hast du ihn schon gesehen?“

„Ja, gestern. Er hat sich kaum verändert – nun, älter ist er geworden. Bin doch neugierig, ob hier bei uns auch etwas geschieht. Die von Kapernaum – ich habe meine Schwester drüben verheiratet – erzählen die unglaublichsten Geschichten. Dort soll er nicht bloß geredet haben wie ein Rabbi, sondern auch Kranke geheilt haben, mit denen die Ärzte nichts anzufangen wußten. Sicher gibt es hier Kranke, die seit der Nachricht von seinem Kommen schon darauf warten, daß man sie zu ihm bringt –“

„Sicher, sicher. Und unser Ort wird mit einem Schlage berühmt werden. Berühmter als Kapernaum, denn hier ist er groß geworden. Schade, daß er in Bethlehem geboren ist – damals, als die Zählung war. Was eigentlich dem Joseph einfiel, von dort aus nach Ägypten auszuwandern, ist nie recht klar-

geworden. Ich wollte sagen: Wäre er auch hier geboren, dann könnte man den Ort ‚Jesusstadt Nazareth‘ nennen –“

„Ist das Spott?“

„Nein, nein, ich meine es im Ernst. Unser Ort erfreute sich bisher nicht gerade eines guten Rufs. Ende der Welt. Was ist aus Nazareth Gutes zu erwarten? hieß es bei den anderen. Aber das wird anders werden –“

„Er wird doch hoffentlich auch zum Vormittagsgottesdienst kommen?“

„Er geht immer in die Synagoge, wenn er irgendwo ist, das weiß ich von meinem Kapernaumer Schwager!“

In der Synagoge war kaum noch ein Platz zu haben. Ein Murmeln und Summen vieler Stimmen erfüllte das kleine Bethaus, das aber sofort erstarb, als Jesus eintrat. Gleichzeitig erschien der Synagogenvorsteher mit seinen Gehilfen.

Der Gottesdienst begann.

Der Vorsteher sprach der Gemeinde das „Höre Israel“ vor, worauf das große Bittgebet folgte.

Ein Psalm wurde gesungen.

Dann trat eine erwartungsvolle Stille ein. – Würde er lesen?

Ja, er tat es! Er ging nach vorn und ließ sich eine Schriftrolle reichen. Mit geübten Fingern rollte er sie auf und las ohne zu stocken den hebräischen Text, den der Vorsteher kapitelweise ins Aramäische übersetzte, das sie alle verstanden.

Es war die Rolle des Propheten Jesaja. Jesus las:

„Der Geist des Herrn ist auf mir, dieweil er mich gesalbt hat. Armen frohe Botschaft zu verkündigen, hat er mich gesandt, Gefangenen ihre Freilassung anzusagen, Blinden, daß sie wieder sehend werden, Zerschlagene in die Freiheit zu entlassen, anzusagen das gute Jahr des Herrn.“

Es herrschte eine seltene Ruhe in der Synagoge.

Jetzt reichte Jesus dem Synagogendiener die Schriftrolle zur



Verwahrung zurück und setzte sich. Das bedeutete, daß er das Prophetenwort auszulegen gedachte.

„Wie er Hebräisch lesen kann!“ flüsterte man.

„Woher hat er nur die Gelehrsamkeit?“

„Es kommt sicher noch besser – er soll ja viel besser auslegen können als die Studierten.“

„Ruhig!“

Jesus begann:

„Heute ist dieses Wort heiliger Schrift erfüllt worden vor euren Ohren.“

„Was hat er gesagt?“

„Es ist erfüllt vor unseren Ohren! Was denn – dann wäre er doch –“

„Seid doch still! Er will weiterreden!“

„Er soll Kranke heilen! Der alte Micha wartet –“

„Laßt ihn doch reden, still!“

Jesus sah die um ihn Sitzenden nachdenklich an.

„Ihr werdet jetzt an ein Sprichwort denken und es mir sagen

wollen“, begann er, „an das Sprichwort: ‚Arzt, mache dich selber gesund!‘ Und das aus dem Grunde, weil ihr sicher erfahren habt, was sich drüben in Kapernaum zugetragen hat. Ihr werdet bei euch sagen: ‚Mach dasselbe auch hier bei uns – mach es hier besser, ist deine Stadt nicht Nazareth?‘ Darauf will ich euch folgendes sagen: Kein Prophet wird in seiner Heimatstadt anerkannt!“

Ärgerliches Flüstern.

„Was will er? Warum das?“

Unbeirrt fuhr Jesus fort: „Ich sage euch auf Wahrheit – in jenen Tagen, als der Himmel für drei Jahre und sechs Monate verschlossen war und kein Tropfen Regen fiel, als alle Menschen hungerten, gab es auch viele hungernde Witwen in Israel. Aber wohin sandte Gott den Propheten Elia? Er sandte ihn zu einer Witwe in Sarepta im Kreise Sidon. Und zu Lebzeiten des Propheten Elisa gab es viele Aussätzige in Israel. Aber wer wurde durch Elisa gereinigt? Naeman, ein Syrer –“

„Aufhören!“ donnerte eine Männerstimme.

„Was erdreistet der sich!“ ging es durcheinander.

„Das hat es noch nie in diesem Hause gegeben, daß einer uns Unverschämtheiten sagte. Wer ist er denn? Wir kennen ihn nur zu gut! Wir kennen die Seinen – seine Mutter und seine Brüder und seine Schwestern. Was fällt ihm denn ein!“

„Hinaus aus dem Haus – und zwar sofort!“

„Jagt ihn hinaus, packt ihn!“

„Vorsteher, wie konntet Ihr so einen predigen lassen! Lästerei im Bethaus. Das fordert harte Strafe – kein Erbarmen, sonst hat der Höchste keines mit uns – steinigt ihn!“

Ein wüster Tumult brach los.

„Ja, steinigen, steinigen!“

Sie zerrten ihn am Gewand zur Tür hinaus, schoben ihn von hinten. Draußen drängten sie ihn auf den Steig, der zu einem

jähem Abfall des Berges führte, auf dem Nazareth lag. Ihr Geschrei war ohrenbetäubend. Ihre Fäuste waren in den Himmel gereckt, soweit sie sich nicht um sein Gewand schlossen.

Je näher sie aber dem Felsensturz kamen, wo spärliches Gras und stachelbewehrte Pflanzen wuchsen und aus der Tiefe Vögel vom Wind heraufgetragen wurden, desto kraftloser wurden sie. Zuletzt erstarb ihr Geschrei.

Da wandte er sich um und sah sie an. Da ließ auch die letzte Hand ab von ihm.

Und er ging mitten durch sie hindurch seinen Weg.



Sie hat ihn wieder

„Lauf doch mal und sieh, wo sie bleiben“, wandte sich der Totengräber an seinen Gehilfen, „eigentlich müßten sie doch schon längst hier sein!“ Er stand an dem Hang, der in einiger Höhe über der Stadt Nain lag, umgeben von seinem Werkzeug: Hacken, Eisenklammern und Stricken. Eine Grabnische im Hang war offen, ein wenig abseits lag die Steinplatte, die nach der Beisetzung des Toten mit Klammern und Stricken hochgehoben und eingesetzt werden sollte. Der junge Mann, der dem Totengräber behilflich war, lief ein kurzes Stück bis an die Stelle, wo die Straße von Nain zum Friedhof heraufkommt und über einen Hügel hinweggeht. Schon nach kurzer Zeit kam er wieder.

„Komm doch selber mal her“, rief er von weitem, „es muß da unten etwas los sein. Sie stehen auf der Straße und gehen nicht weiter – es ist ein ganzer Trupp anderer Leute dazugekommen – ob das vielleicht Verwandte sind – aber sie sollen doch ganz allein stehen?“

„Vielleicht ist die Bahre entzwei“, sagte der Totengräber im Gehen, „das kann vorkommen.“

„Ich weiß nicht!“

Von der Erhöhung aus sahen sie tatsächlich die Leute stehen. Nein, jetzt bewegten sie sich wieder. Aber was sollte denn das? Die gingen ja wieder durchs Stadttor hinein. Und trugen da nicht zwei Männer die leere Bahre?

„Da müssen wir mal hinuntergehen!“ sagte der Totengräber. Sie gelangten ans Stadttor. Da saß kein Zöllner, saß kein Torwächter. Alles war wie ausgestorben. Aber in der Stadt, weiter drinnen sumnte und murmelte es wie in einem Felsenloch, in dem Bienen ihre Waben haben.

Und da standen die Leute. Die einen wie Träumende. Die

anderen mit Mund und Händen redend. Leute in Trauerkleidern und solche in Alltagskleidern, Männer und Frauen, Frauen mit Krügen auf dem Kopf und Kindern an der Hand. „Geht doch weiter, liebe Leute“, sagte ein Stadtwächter, „geht in eure Häuser. Es ist ja gut. Sie hat ihn wieder!“

„Stadtwächter, was ist los?“ fragte der Totengräber.

„Seid ihr Fremde?“ fragte der zurück.

„Na, kennst du mich denn nicht – ich bin doch der Totengräber! Wir sind oben auf dem Friedhof, haben das Grab hergerichtet und warten und warten. Niemand kommt. Da schicke ich den Burschen, um Ausschau zu halten – und da sehen wir alle beide, wie alles in die Stadt zurückströmt.“

„Natürlich kenne ich dich. Ja, die ganze Stadt ist aufgeregt – das hat es noch nie gegeben. Es ist nämlich ein Wunder geschehen – sie hat ihn wieder! Salma hat ihren Sohn wieder!“

„Oh – da hatte er nur die Starre! Wenn wir ihn nun in die Grabnische gelegt hätten – das wäre entsetzlich gewesen! Man kann ja so eine Platte vielleicht von innen herausstoßen – aber nein, entsetzlich – man darf gar nicht daran denken!“

„Es ist nicht, was ihr denkt“, sagte der Wächter, „Jesus ist da!“

Da pffte der Totengräber durch die Zähne wie einer, der etwas ahnt.

„Er kam gerade mit einem ganzen Schwarm von Menschen von Kapernaum herunter oder vom Tabor, ich weiß es nicht, als der Trauerzug durchs Tor hinauszog. Es war ein seltsames Bild: der bunte Haufen Pilger – und der Leichenzug – wie Tag und Nacht. Und dazu die laut klagende Salma. Sie führten sie, es war ein zu schwerer Schlag für sie. Erst der Mann – und dann der Sohn, der einzige Sohn, ihr Ernährer. Mir kamen selbst die Tränen, als sie durchs Tor zogen. Warum ist das so furchtbar mit dem Tode? Unsereiner hätte bestimmt

nichts dagegen, wenn er einen hilflosen alten Mann oder ein krankes Mütterchen endlich erlöste. Das ist etwas Natürliches. Sterben müssen wir alle mal. Aber nun ausgerechnet der junge Mann – er soll so ordentlich und fleißig gewesen sein, ihr Trost in ihrem Witwentum. Am Morgen soll er noch auf dem kleinen Ackerzipfel gearbeitet haben, der ihnen gehört – eine Stunde später war er schon tot.“

„Es war gegen Mittag, als sie das Grab bei mir bestellte. Eins von den gewöhnlichen am Hang, in der Reihe. Ich habe mich gleich hinaufbegeben und alles in Ordnung gebracht – und dann wartete ich, und sie kamen nicht.“

„Jesus hielt sie an! Ich sah es und eilte vom Tor aus hinzu – ich ahnte bereits etwas Besonderes, man erzählt sich ja so viel von ihm, nur war ich noch nie Augenzeuge. ‚Weine nicht!‘



sagte Jesus zu Salma und trat an den Sarg. Er faßte den Sarg mit der Hand an – so hier, seht – und sagte: ‚Jüngling, ich sage dir, stehe auf!‘ Beim Himmel, da richtete er sich auf! Einige schrien, ich kann das verstehen. Der Jüngling saß in seinem Sarg, sah sich um, sah seine Mutter schwarz verhüllt und fragte: ‚Mutter, was ist?‘ Da griffen sie ihm unter die Arme und hoben ihn aus dem Sarg. Jesus führte ihn seiner Mutter zu, die vor Schreck und Freude kein Wort reden konnte und sich schließlich vor Jesus in den Staub warf. Viele warfen sich nieder, andere eilten davon, um sogleich in der Stadt zu verkündigen, was draußen geschehen war.

Nun lief alles durcheinander. Scharen Neugieriger strömten herbei – wo sie alle bloß immer so schnell herkommen, wenn etwas geschehen ist? Aber ich bin auch ganz durcheinander. Ich glaube, der Zöllner hat seine Zollkasse offen stehenlassen, will schnell mal nachsehen, damit sie keiner stiehlt.“

„Da hätten wir lange warten können“, sagte der Totengräber wie für sich. „Nathan, du mußt noch einmal hinauf, die Stricke und die Werkzeuge holen. Übrigens, Wächter, was sagt denn der Rabbi dazu?“

„Rabbi Jesus?“

„Nein, unser Rabbi Hiel?“

„Gar nichts – er ist wohl zutiefst erschrocken, wie ein jeder von uns. Ich glaube, er ist in die Synagoge gegangen und betet dort. Er wird nicht allein sein.“

Wieder gingen Leute an den dreien vorbei.

Man hörte sie laut reden.

„Ein großer Prophet, sage ich euch! Gott hat uns einen großen Propheten geschickt – wie in den alten Zeiten dem Volk!“

„Was wird das werden?“

„Ich glaube, Gottes großer Tag ist ganz nahe!“



*Was wollt ihr? –
Unseren Gesundheitschein!*

Der Priester Harim las. Es war angenehm kühl in dem Raum. Langsam rollte die eine Hand die Schriftrolle auf, während die andere das gelesene Ende einrollte. Die Hände des Priesters Harim taten das ganz von selbst, Harim hatte in seinem Leben schon viel gelesen. Er las über den Leib des Menschen und seine Seele, über die Säfte, die durch den Leib strömen, und über die Krankheiten und ihre Heilung. Vieles wußte Harim – er wußte mehr als die Heidenärzte. Seine Kollegen achteten ihn darum hoch und fragten ihn in allen Dingen der Gesundheit um seinen Rat.

Priester Harim horchte auf. Es tappte etwas im Vorraum, der nach der Straße zu lag – tappte wie bloße Menschenfüße.

Auf seiner Stirn bildete sich eine Falte. Wer wollte etwas von ihm? Wenn er studierte, ließ er sich nicht gern stören.

Da erschienen plötzlich Männer in der Tür und verneigten

sich. Zerlumpte Männer mit eckigen Knochen und hohlen Augen. Wo kamen die denn her?

„Was wollt ihr?“ fragte er ziemlich barsch.

„Bitte – wir möchten unseren Gesundheitsschein!“ antwortete einer, den seine Kameraden angestoßen hatten.

„Was für einen Gesundheitsschein?“

„Bitte, Herr, wir waren aussätzig –“

„Und da wagt ihr euch hier herein?“

„Wir waren aussätzig, Herr! Wir sind es nicht mehr.“

„Was heißt das? Wer aussätzig ist, der ist es – es kommt selten vor, daß einer wieder gesund wird, der diese Krankheit einmal hat. Und ihr wollt alle aussätzig gewesen und nun wieder gesund sein – ihr neun?“

„Ja, Herr.“

„Wo habt ihr zuletzt gehaust?“

„Oben am Rande der Ebene von Jesreel.“

„Bis wann?“

„Bis vorgestern!“

„Und da seid ihr mir nichts, dir nichts plötzlich gesund geworden – wer soll euch das glauben?“

„Ja, wir sind plötzlich gesund geworden – und nun möchten wir zu dem berühmten Priester Harim, daß er uns gesund schreibt – man redet so viel von ihm –, er kennt sich aus mit den Krankheiten!“

„Ich bin es selbst. Ihr müßt mir genau berichten, was mit euch geschehen ist – aber sagt die reine Wahrheit!“

„Erhabener Priester Harim, wir wohnten, wie gesagt, in den Höhlen, zusammen mit vielen anderen Aussätzigen. Da hörten wir von einem Jesus aus Nazareth – er könne selbst Aussätzige heilen, wurde uns gesagt – durch ein Wort.“

„Unsinn!“ knurrte Harim. „Durch bloße Worte gibt es keine Heilung. Aber berichtet weiter!“

„Wir haben heimlich geforscht, wo Jesus wäre –“

„Das durftet ihr nicht! Aber ich lasse euch nicht bestrafen.
Weiter!“

„Und als es plötzlich hieß, er käme drüben auf der Landstraße
gegangen, sind wir aus unseren Höhlen aufgebrochen, um ihn
um Heilung zu bitten. Er kam wirklich mit Schülern und
Freunden, auch Frauen waren dabei. Da haben wir es gewagt.
Wir sind näher an die Straße herangetreten, als wir durften –“



„Ihr hattet Glück, daß sie euch nicht steinigten!“

„Und da haben wir laut geschrien: ‚Rabbi Jesus, erbarme dich unser!‘“

„Unfug!“ knurrte Harim.

„Er blieb stehen und sah uns an. ‚Was wollt ihr?‘ fragte er. ‚Wir möchten rein sein‘, schrien wir. Darauf sagte er: ‚Geht hin und zeigt euch den Priestern.‘ – Sicher meinte er: dem ehrwürdigen Priester Harim. Und als wir uns umgewandt hatten, um zu gehen, merkten wir, daß wir wohl mager und elend waren, aber frei von Aussatz. Und nun bitten wir um unsere Gesundheitsscheine, erhabener Harim, damit wir zu unseren Frauen und Kindern und Eltern heimkehren können.“

Harim schüttelte den Kopf, als begreife er etwas nicht. Dann sagte er: „Stellt euch dorthin, an die Wand, ich will euch ohne Kleider sehen.“

Sie ließen ihre Lumpen fallen.

„Gesund!“ sagte Harim. Er gab ihnen die Scheine, kühl, ohne ein Wort. Fragte nicht nach Geld.

Als sie hinausgeeilten waren, vertiefte er sich wieder in seine Schriftrolle. Aber er sollte heute nicht recht zur Arbeit kommen.

Wieder tappte es draußen. Diesmal erschien nur ein Mann in der Tür, der den neun anderen sehr ähnlich sah.

Auch er begehrte einen Gesundheitsschein.

Der Sprache nach könnte er ein Samariter sein, dachte Harim, als er schrieb. Wenn das so weiterging, konnte er den ganzen Tag Gesundheitsscheine ausschreiben.

Besser als Krankenscheine, sagte der Arzt in ihm – aber irgendwie paßte ihm das Ganze nicht. Das ging ja alles gegen seine medizinischen Erkenntnisse – und wieder steckte jener Jesus aus Nazareth dahinter, dem er nicht gut war. Er hielt ihn für einen Scharlatan und das Gerede der Leute für Übertreibung.

„Warum kamst du nicht mit den anderen neun?“ fragte er.

Der Mann sah zur Erde.

„Rede gefälligst, wenn ich dich etwas frage!“

„Ich bin noch einmal umgekehrt, Herr, um den Rabbi Jesus zu danken – für seine Wohltat an mir, ich bin doch gesund und war lebendig tot!“

„Soso“, meinte Harim, „du bist doch aus Samaria?“

„Ja, Herr, ich bin Samariter!“

„Schon gut – du kannst gehen. Hier ist der Schein – du bist wirklich gesund.“

Priester Harim konnte nicht weiterlesen. Er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er schüttelte den Kopf. Jesus, Jesus – immer wieder dieser Jesus!

War am Ende doch etwas an ihm?

Nein, es konnte nicht sein. Ein Nazarener konnte kein Messias sein – und es war der Heiligen Schrift zuwider, daß der Messias auf diese Weise kommen sollte – wenn auch manches in diese Richtung wies.

Die wunderbaren Heilungen? Nun, so etwas kam hin und wieder vor. Ausnahmen, die die medizinischen Regeln bestätigten. Dann lächte er grimmig und verächtlich: „Jaja, so sind sie, die Abrahamssöhne! Nicht einmal ein Dankeschön erntet er von ihnen. Das muß ein Samariter tun.“

Er faßte den Entschluß, den Mann aus Nazareth heimlich zu beobachten.

Samariterbriefe

Jakob wünscht seinem treuen Freund Hassub den Segen des Gottes, den man auf dem Berge Garizim anbetet und nicht im Tempel des Herodes. Freude, Erfolg und Gesundheit, mein Lieber!

Gern hätte ich jetzt mit Dir gesprochen, aber Du hältst Dich länger in der Stadt unserer Hasser auf, als vorgesehen war. Ich nutze die Gelegenheit, eine Frage an Dich zu richten, die den Jesus aus Galiläa betrifft. Habe gelegentlich von ihm gehört, und da mich, wie Du weißt, alles Neue interessiert, wäre ich Dir für Deine Auskunft dankbar. Es gelangte das Gerücht an mein Ohr, er gebe sich jetzt als Samariter und erzeuge dadurch den Haß der jüdischen Schriftgelehrten und Priester. Da das Verhältnis zwischen uns und den Juden seit dem unseligen Tempelbau auf das äußerste angespannt ist, dürften Reden dieser Art aus dem Munde des Galiläers diese Spannung nur noch steigern, was nicht in unserem Interesse liegen kann. Ich ginge ja den Dingen gern selber nach, aber Du weißt ja, wie es um meine Gesundheit steht. Schreib mir also. Ich weiß, Du wirst mich nicht enttäuschen. Und wenn Du Freunden beegnest, grüße sie.

Hassub an seinen teuren Freund Jakob, den Wächter über die rechte Anbetung des einen Gottes und Freund seines Volkes. Bessere Gesundheit, mein Lieber, als bisher!

Was Jesus aus Galiläa anbetrifft, so ist tatsächlich aus dem Munde seiner Feinde und Hasser das Wort gefallen, er wäre ein Samariter und habe – wie kann das anders sein! – den Teufel. (Sie hängen uns ja in allem den Teufel an, das ist sehr bequem.)

Zur Sache: Was das Gerücht, er sei ein Samariter, aufkommen

lassen und bestärken konnte, war ein auffälliges Reden Jesu, das im Lob eines Samariters gipfelte. Ich glaube, eine gewisse Freundlichkeit des Galiläers zu unserem Volke daraus zu verspüren – oder richtiger: den Willen, die Mauern des Hasses zwischen Mensch und Mensch zu beseitigen. Aber was wird er damit bei den Juden (und unseren Fanatikern) schon erreichen? Nichts!

Nun laß Dir ein solches Beispiel berichten – ich diktiere meinem bewährten Schreiber Simon.

Einer von den jüdischen Gelehrten versuchte, den Galiläer irgendwie in die Enge zu treiben oder festzulegen, und zwar mit einer Frage, die gern von ihnen gestellt wird: „Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erhalte?“ (Sie müssen gern leben, sonst würden sie nicht so fragen – was wiederum den Schluß zuläßt, daß sie gut leben!!) Dabei scheute er sich nicht, Ehrfurcht vor dem Galiläer zu heucheln und ihn „Rabbi“ zu nennen – der doch nirgendwo studiert hat, vielmehr simpler Zimmermann sein soll. Jesus antwortete: „Was steht denn im Gesetz? Wie lauten da die Worte?“ Der Jude: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und mit aller Kraft, derer du mächtig bist – und deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst!“ Die Antwort war die rechte, Jesus war damit einverstanden und empfahl dem Frager, doch danach zu handeln. Aber nun kommt die Spitze. Der Jude fragte (harmlos, gespielt einfältig): „Wer ist denn mein Nächster?“

Und nun folgte eine Bildererzählung des Galiläers – er ist ein wahrer Künstler in diesen Dingen, hätte ihn nicht das Religiöse so gepackt, er wäre ein Geschichtenerzähler mit Zulauf! –, die ich Dir gern in ihrer Buntheit und Dramatik wiedergeben möchte. Man kann sie nicht vergessen – auch wenn man den genauen Wortlaut längst nicht mehr weiß. Höre also:

Die öde Räuberstraße von Jerusalem in die Tiefe von Jericho wanderte ein Mensch und wurde von Wegelagerern überfallen. Sie schlugen ihn besinnungslos und raubten ihn aus bis auf die nackte Haut. So ließen sie ihn am Wegrande liegen. Da kam auf demselben Weg ein jüdischer Priester gezogen, er sah den Überfallenen – und machte, daß er davonkam. Ihm folgte nach einiger Zeit ein Levit, ein Tempeldiener – der machte es dem Priester nach. Und jetzt kommt es: Ein Samariter mit seinem gepackten Muli war der dritte, der an dem Besinnungslosen vorüberzog – nein, nicht vorüberzog. Er, der Samariter (hättest die Gesichter der jüdischen Zuhörer sehen sollen – sahen aus, als hätten sie einen Skorpion im Gewand), stieg ab, nahm sich des Überfallenen an – behandelte ihm die verkrusteten Wunden mit Öl und Wein, verband sie mit Leinwand und lud den Mann auf das Muli. Er brachte ihn in die nächste Herberge, wo er ihn pflegte. Als er weiterreisen mußte, bat er den Wirt, sich des Mannes anzunehmen, und gab ihm zwei Denare. Er sagte: „Sollte die Pflege etwas mehr kosten, dann bezahle ich dir die Mehrausgaben bei meiner Rückkehr, du kennst mich doch!“ (Der Galiläer muß sehr hoch von unseren reisenden Kaufleuten denken, möge er darin recht haben!)

Soweit die Geschichte. Jeder Unkundige könnte ja nun meinen, der Erzähler wäre ein Samariter und habe sein Volk vor den Ohren seiner Feinde herausstreichen wollen. Aber ein solches Denken muß ich als falsch verwerfen. Es geht dem Galiläer um den Bruderdienst, der keine Volks- und keine Landesgrenzen kennen und jederzeit, in jeder Lage erfolgen soll. Das ist einer der Hauptpunkte seiner Lehre, die ja darin gipfelt, daß der wahre Gottesverehrer seine Feinde lieben soll. (Hat etwas für sich – ist nur unausführbar!)

Der Jude hielt tapfer aus, wenn ihm auch gar nicht wohl war



während der Erzählung. Jesus fragte ihn: „Wer von den drei Menschen, die da an dem Überfallenen vorüberkamen, ist ihm der Nächste gewesen?“ Und der Jude antwortete leise: „Derjenige, welcher ihm Barmherzigkeit erwies!“ (Er sagte nicht: „Der Samariter!“ Hätte ja seinen reinen Mund durch das bloße Wort verunreinigen können!!) Jesus sagte zu ihm: „Dann gehe auch du hin und handle ebenso!“

Ich habe im übrigen den Eindruck, daß Jesus aus Galiläa durchaus wie ein Jude fühlt und denkt – nur nicht so engstirnig wie die jüdischen Oberen. Man kann mit einfachen jüdischen Leuten ganz vernünftig reden und Handel treiben. Sollte ich weitere Geschichten hören, so werde ich sie aufzeichnen und Dir, mein Teurer, übersenden lassen. Wir werden uns übrigens bald wiedersehen, und dann hoffe ich Dir noch manches Ergänzende mündlich übermitteln zu können.

Und nun mein Gruß mit eigener Hand: Möge Gott Dich und die Deinen segnen! Gehab Dich wohl!

Schade um die schönen Schweine!

Die beiden Fischer blinzelten sich zu. War das Netz schwer – ein ganzer Schwarm von Fischen mußte sich darin gefangen haben. „Ho ruck, ho ruck!“ riefen sie und zogen das Netz Zoll für Zoll über die Bordkante ihres Bootes.

Aber das silberne Zappeln blieb aus. Im Netz lag ein ertrunkenes Ferkel.

„Hast du dafür Worte?“

„Wem mag das gehören? Es wird an dem Steilhang herumgeklettert sein und das Gleichgewicht verloren haben.“

„Der Hirte wird es suchen, wenn er es nicht hat stürzen sehen. Der arme Kerl wird vor Angst schwitzen!“

„Weißt du was? Wir schleppen es hinauf in den Ort. Da kann er es wenigstens dem Besitzer zeigen, so daß der nicht glaubt, er habe es gestohlen!“

„Wird eine schöne Schinderei werden. Aber mitnehmen müssen wir es wohl. Ein armer Teufel muß dem andern schon helfen. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken!“

Sie packten das Schwein in ein kleines Netz, knoteten dies an eine Tragstange und keuchten den steilen Zickzackweg in den Ort hinauf.

Vor einem Haus sahen sie eine Ansammlung von Menschen.

„Da wird schon verhandelt, aber was wollen die denn da – ist das nicht die Hütte von dem – du weißt schon?“

„Da sitzt er ja! Und ganz friedlich! Er redet mit den Leuten, und sie reden mit ihm – ich täusche mich doch nicht?“

„Er ist es.“

„Begreifst du das?“

„So wenig wie du!“

Sie näherten sich der Hütte. Die Leute sahen sie kommen. Da schrie auch schon einer: „Beim Himmel – was bringt ihr denn

da! Werft es weg, schnell, werft es weg! Werft es wieder ins Meer!“

„Schnell, schnell ins Meer damit!“

„Aber – warum denn“, sagten sie, „wir dachten –“

„Fragt nicht soviel – los, werft es dort über die Klippen in die Tiefe!“

Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als es zu tun.

„Was ist denn nur los“, fragte der eine Fischer, „ich sehe gar keine Schweine draußen – man sieht überhaupt kein Schwein mehr!“

„Es gibt kein lebendes Schwein mehr bei uns, mein Lieber. Das ist es ja. Wir sind entsetzt. Alle Schweine sind ins Meer gestürzt. Dafür ist unser Besessener wieder ganz normal!“

„Ein seltsamer Tausch!“

„Man kann jetzt ohne Furcht durch das alte Gräberland gehen – der Mann ist nicht mehr besessen. Seht ihr die Streifen um seine Hände und Füße – und die Narben an seinem Kopf? Er hat alle Fesseln zerrissen oder zerrieben, hat sich den Kopf mit Steinen geschlagen –“

„Das wissen wir. Und er ist ganz normal? Nicht bloß vorübergehend? Und was haben denn die Schweine damit zu tun?“

Einer der Hirten käm.

„Ich bin ganz benommen vor Schreck“, sagte er, „aber wir haben keine Schuld! Das weiß jeder. Schade um die schönen Schweine. Es waren so fette darunter! Nie ist mir auch nur eines verlorengegangen – wovon sollen die Leute denn nun leben?“

„Der Schaden geht in die Tausende! Reiche sind plötzlich arm geworden – natürlich sind sie böse auf den da und den Juden.“

„Was denn für einen Juden?“ fragten die beiden Fischer.

„Den Juden, der hier durchgezogen kam. Dem rannte der da brüllend entgegen, wie er es oft getan hat. Wir konnten ihn



schreien hören. ‚Was habe ich mit dir zu tun, Jesus, Sohn des höchsten Gottes‘, schrie er, ‚ich beschwöre dich bei Gott: Peinige mich nicht!‘ Er scheint uns gehört zu haben, er kommt her!“

Der geheilte Besessene näherte sich den Männern.

„Ich kenne euch beide“, sagte er zu den Fischern. „Wie kann ich bloß den Schaden wiedergutmachen? Ich kann ja nichts dafür – und wenn sie mich totschiessen, so haben sie doch die Schweine nicht wieder!“

„Das sehen ja auch alle ein!“ tröstete man ihn.

Der Mann schüttelte den narbenbedeckten Kopf.

„Als ich ihn kommen sah, schüttelte es mich, als hielte mich eine fremde Hand. Es schrie aus mir heraus – ich selbst schrie gar nicht. Und da sagte der Jude, der Jesus: ‚Unreiner Geist, verlaß ihn!‘ Mir war, als würde mir die Haut abgezogen. Aber es tobte noch immer in mir. ‚Wie heißt du?‘ fragte Jesus. Aus

mir kam die Antwort: ‚Legion ist mein Name – wir sind unserer viele. Bitte jage uns nicht aus dem Lande fort, laß uns Wohnung in den Tieren dort nehmen!‘ Und da rasten die Schweine auch schon auf die Klippe zu, die Hirten konnten nichts machen. Sie rannten entsetzt ins Dorf hinein.“

„Diese beiden haben ein Schwein in ihrem Netz gehabt!“ sagte man ihm und zeigte auf die beiden Fischer.

„Werft es ins Wasser!“ schrie der Mann.

„Es liegt schon wieder drin!“

„Ich wollte weg von hier“, sagte der Geheilte, „ich weiß ja, welchen Schaden fast alle erlitten haben –“

„Aber du kannst doch nichts dafür!“

„Nein – aber der Schaden, der Verlust!“

„Ja, der ist unermesslich.“

„Ich wollte mit ihm gehen, mit Jesus. Aber er ließ mich nicht ins Schiff einsteigen. ‚Geh nach Hause zu deiner Familie‘, sagte er, und sage ihnen, was der Herr an dir getan und wie er sich deiner erbarmt hat!‘ Das habe ich getan. Und nun will ich es allen erzählen – im ganzen Land, in den zehn Städten. Das muß ich.“

„Ein Mensch ist mehr wert als tausend und aber tausend Schweine“, sagte ein alter Mann, „das hat uns die Gottheit durch den Juden gelehrt. Viel wird erzählt von diesem Juden, drüben am anderen Ufer des Sees.“

„Hoffentlich kommt er nicht wieder!“

„Was kann unsereiner wissen?“

„Die vielen Schweine! Schade um die schönen Schweine!“

Mich bringt keiner wieder nach Machärus!

Kaufmann Malluch war reich geworden, so reich, daß ihn seine Bekannten nur noch „Malluch den Reichen“ nannten. Malluch gab sich damit aber nicht zufrieden. Sein Vater war einfacher Krämer gewesen, der mit nichts begonnen hatte – Malluch, der Sohn, wollte hohe Herren zu seinen Kunden und vielleicht auch zu seinen Schuldnern zählen.

Das Glück war ihm beschieden. König Herodes Antipas bat ihn um Lieferungen für den Hof – auf Borg zwar, aber das machte Malluch nichts aus. Er war jetzt „Hoflieferant“. Die Schulden des Königs wuchsen indes rasch, und um den Kaufmann bei guter Laune zu halten, tat der König etwas, das Malluch vor Freude förmlich hüpfen ließ: Er lud ihn zu seinem Geburtstag ein.

Das Fest sollte auf Machärus stattfinden, dem Schloß, das auf das Tote Meer herabschaute und zugleich Festung und Kerker war. Auf das beste gekleidet, doch so, daß er die hohen Beamten und vor allem ihre Frauen nicht verärgerte, erschien Malluch dort.

Das Fest begann, alles war in froher Stimmung, er schien ein gelungenes Fest zu werden. Malluch sah zum ersten Male die Königin Herodias, von der vielerlei Gerüchte umliefen. Richtig daran war dies: Sie war ihrem Manne, dem Bruder des Herodes, weggelaufen, um Gattin des Königs Herodes zu werden. Ihre halberwachsene Tochter Salome hatte sie mitgenommen. Sie war so schön, daß der unverheiratete Malluch förmlich in Begeisterung geriet, als er sie sah.

Was Malluch weniger gefiel, war die Bemerkung eines Kundigen, in den dunklen Gefängniszellen in der Tiefe liege neben anderen Häftlingen auch Johannes, der „Täufer“ genannt, der einzige Mensch, der es gewagt hatte, König Herodes das heilige Gesetz des Moses vorzuhalten, das eine solche unheilige

Eheverbindung verbot, solange der Bruder noch am Leben war.

Da wurde also hoch über dem Haupte des heiligen Mannes gelacht und getrunken und getanzt! Man muß wissen: Der Kaufmann Malluch war wohl sehr ehrgeizig, aber er hatte von seinem Vater die Ehrfurcht vor dem Heiligen geerbt und war auch im Handel im allgemeinen ein gesetzestreuer Mann.

Trotzdem war es wunderschön, unter den Großen und Hochgeachteten des Landes weilen zu dürfen! Wenn das seine selige Mutter noch erlebt hätte! Was konnte er erzählen, wenn er nach Jerusalem zurückkehrte! Wie wollte er sich weiden an dem Neid der Freunde!

Es war Abend geworden, die Stimmung konnte nicht festlicher sein. Man lachte, man erzählte laut – und man flüsterte. Man war in gespannter Erwartung. Ja, um es ehrlich zu sagen: man war in lüsterner Erwartung. Der Höhepunkt des festlichen Tages sollte erst kommen: der Tanz der Salome, der Stieftochter des Herodes, von der man trotz ihres jugendlichen Alters schon eine Reihe kleiner und größerer Skandale wußte. Es war offenes Geheimnis, daß der Stiefvater dem Mädchen nicht nur in stiefväterlicher Liebe zugetan war.

Und schon heulten die Flöten auf, schon ertönten grell die angeschlagenen Becken: Salome flog in den Saal, ihre Füße schienen den glänzenden Marmorboden kaum zu berühren. Sie drehte sich und wand sich, als wäre ihr Leib eine in Schleier geschnürte Schlange. Sie erstarrte und zuckte auf zu neuem Leben, ihre Hände griffen in die Luft. Wenn sie in unmittelbarer Nähe des Königs war, schien es, als wollte sie ihn an sich ziehen. Herodes war gebannt. Als die nackten Arme wieder vor ihm wie Schlangen ringelten und feurig-dunkle Augen ihm Blitze zuschossen, sprang er von seinem Liegepolster auf – da war das Mädchen schon wieder davongewirbelt, davongeflo-

gen wie ein Vogel seinem plumpen Fänger. Einförmig tön-
ten die Flöten, um in ein Geheul auszubrechen, wenn die Tänze-
rin unmittelbar vor dem König schwebte. Auch die metallenen
Becken vollführten dann stets einen ohrenbetäubenden Lärm.
Und nun lag Salome vor dem König auf dem Boden.

Er sprang auf, hob sie auf.

„Salome – Salome! Das war mein schönstes Geschenk“, flü-



sterte er, „jetzt sollst du für deine Kunst belohnt werden –
wünsche dir, was du willst!“

Salome sah den König aus den Augen an, die fast nur schmale
Schlitze waren. Ihr Gesicht hatte wirklich etwas von einer
Schlange.

„Ist das wahr – darf ich das wirklich?“ fragte sie.

„Hört, was der König zu sagen hat“, rief da Herodes, „ich habe
unserer herrlichen Tänzerin versprochen, ihr als Lohn zu ge-
ben, was immer sie sich wünscht – und wäre es das halbe
Königreich!“ Da erschrak wohl mancher Mann. Auch Malluch

erschrak. Das wollte ein König sein? Leichtfertiger Tor! Wegen eines Tanzes die Hälfte eines Reiches einem unfertigen und hintertriebenen Mädchen zu versprechen!

Das Mädchen schwieg. Es huschte lächelnd zu seiner Mutter Herodias und flüsterte mit ihr. Da lachte die Mutter grell und häßlich auf, als sei ihr etwas Vorzügliches eingefallen. Sie redete auf Salome ein, die darauf vor ihren Stiefvater hintrat und, sich lächelnd verneigend, sagte: „Das wünsche ich mir – daß du mir auf einer Platte von Silber sogleich das Haupt des Johannes bringen läßt, den sie den Täufer nennen!“

„Was?“

Der König sprang auf und raufte sich den Bart. Er sah ganz fahl im Gesicht aus – starrte die Leute ratlos an. Man wußte: Er war dem Johannes, dem „Täufer“, eigentlich gar nicht so böse. Er hörte ihn gern – auch wenn der ihm gehörig die Meinung sagte. Auch ließ er die Schüler des Johannes ihren Meister besuchen, sooft sie wollten. Und jetzt sollte er ausgerechnet an seinem Geburtstag den gerechten und heiligen Mann töten lassen!

Er sah sich um. In allen Gesichtern sah er es geschrieben: „Herodes Antipas – du hast geschworen! Deinen Königsschwur mußt du halten, Herodes!“

Er ließ sich tieftraurig auf sein Polster fallen, winkte einem seiner Ratgeber, sagte ihm etwas und hielt dann die Hände vor das Gesicht. Der Ratgeber ging hinaus. Es war so still, daß sie seine Tritte lange hörten. Nach einiger Zeit nahten andere Tritte, schwere, derbe. Der Henker erschien. Er trug das Haupt des toten Johannes auf einer silbernen Platte und verneigte sich vor dem König. Der wies angewidert auf seine Gattin, die mit triumphierender Miene dasaß. Sie nickte befriedigt. Der Henker konnte gehen.

„Das Fest geht weiter“, schrie plötzlich der König in die Stille, „oder möchte jemand nach Hause gehen?“ Malluch wäre zu



gern gegangen – aber er wagte es nicht. Er hätte sich die Ungnade des Königs zugezogen.

Als er später nach Hause kam, war er still und verschlossen. Den Freunden sagte er, es wäre schön gewesen. Zu sich selber aber sprach er immer wieder: „Mich bringt keiner wieder nach Machärus!“

Heimlich sagte er den Schülern des Johannes, was geschehen war. Die gingen hin, baten um den Leichnam ihres Meisters und begruben ihn.



Zwölf Körbe übrig? Glaub' ich nicht!

Als der Knabe das Haus seiner Eltern sah, wurde ihm bange, und er begann zu weinen. Zaghafte öffnete er die Tür – da kam auch schon sein Vater mit dem Stock herbeigestürzt.

„Du Nichtsnutz, bist du endlich wieder da?“ schrie er. „Warte, ich will dich lehren, den Eltern gehorsam zu sein. Schickt man ihn nach Broten und Fischen – und kommt erst am nächsten Tage wieder! Wo hat es das schon gegeben?!“

„Schlag ihn nicht, Tobias!“ unterbrach ihn ein alter Mann mit tiefer Stimme. „Es wäre unrecht – er wird dir alles sagen!“

„Mischst du dich in meine Familienverhältnisse, Judas? Ich kümmere mich doch auch nicht um deine!“ erwiderte der erbitterte Vater, der den Jungen am Kragen gepackt hatte. „Sag doch selbst: Was würdest du sagen, wenn du deinen Enkel zum Krämer geschickt hättest, Brot zum Abendbrot zu holen und ein paar Fische – und der Bursche käme erst am anderen Tag wieder?“

„Beruhige dich, lieber Tobias! Er war ja mit uns bei Jesus!“
„So, bei Jesus! Und da habt ihr es nicht für nötig gehalten, ihn auf kürzestem Wege nach Hause zu schicken? Jesus, jaja! Er macht die Kinder den Eltern abtrünnig – wie er selbst seiner Familie abtrünnig geworden ist. Seine Brüder und Schwestern, ja seine Mutter bedeuten ihm nichts mehr, seitdem er der berühmte Wunderrabbi geworden ist –“

„Tobias, laß doch das Gerede! Besser wäre es, du kämst einmal mit zu ihm und überzeugtest dich, wer er eigentlich ist. Wir haben gestern wieder Großes mit ihm erlebt – und dein Junge war daran beteiligt –“

„Komm doch ins Haus, Judas, erzähl es in der Stube“, sagte da die Großmutter des Jungen, „und kümmere dich nicht um das Geknurre von Tobias – der denkt ja nur an seine Arbeit und das Essen, an weiter nichts. Junge, geh und wasch dich und bring den Korb her – was denn, da hast du ja die Brote und Fische erst jetzt gekauft – ich sehe und rieche es! Warum hast du denn gestern nicht getan, was man dir sagte?“

„Ich habe auch gestern fünf Brote und zwei Fische gekauft, Großmutter, ich –“

„Ja, es war so, Mutter Hanna –“

„Halt!“ kommandierte die alte Frau. „Wenn schon erzählt werden soll, dann nicht durcheinander!“

„Jesus war bei uns“, sagte Judas. „Ich kam etwas zu spät, sah ihn gerade vom Ufer abfahren – mit den Zwölfen, seinen Begleitern. Schade, dachte ich. Aber da sagten ein paar: ‚Er fährt nach der Landnase dort drüben – wenn wir schnell um die Bucht laufen, sind wir dort, bevor er ankommt!‘ Andere meinten zwar, das gehöre sich nicht, er müsse auch einmal Ruhe haben. Aber keiner hörte auf sie, alle fingen an zu laufen. Und da kam euer Junge hinzu und rannte auch mit. Ja, wie das nun ist – er ist ja doch nur ein Junge, der David. Wo viele Leute

rennen und laufen, läuft ein Knabe natürlich mit! Wir kamen auch rechtzeitig an die Landnase und sahen, wie im Schiff die Begleiter des Rabbis aufs Meer hinauswiesen – wahrscheinlich wollten sie weitersegeln, woanders landen. Er aber wies mit der Hand auf uns – und da mußten die Schiffer beidrehen. Er begann auch gleich zu reden – vom Reiche Gottes und der Buße –, und alle, die zu ihm kamen und krank waren, wurden von ihm geheilt. Darüber wurde es Abend.

Ich hörte, wie seine Jünger leise zu ihm sagten: ‚Rabbi, hier ist ein wüster Ort, Einöde. Der Tag ist vergangen und der nächste Ort ziemlich weit entfernt. Sage doch den Leuten, sie sollen gehen – sicher müssen viele unter ihnen noch Brot kaufen!‘ Er antwortete jedoch: ‚Warum sollen sie weggehen? Gebt ihr ihnen doch zu essen!‘ Da schüttelte der mit dem schwarzen Bart und den guten Kleidern, der wohl das Geld verwahrte, den Kopf und sagte: ‚Zweihundert Denare brauchten wir, wollten wir die Menge satt kriegen.‘ Jesus aber lächelte. Da sagte ein anderer – er heißt Andreas: ‚Da ist ein Junge unter den Leuten, der hat, wie ich sah, in seinem Korb fünf Gerstenbrote und zwei Fische – aber was ist denn das für so viel Menschen?!‘ – ‚Ruf ihn her!‘ sagte Jesus.“

„Unsern David – den Schlingel!“ brummte Vater Tobias.

„Ganz recht, Tobias, das war dein Sohn!“

„Er hat mir von einem Manne Geld dafür geben lassen“, sagte David, „sogar etwas mehr –“

„Du schweigst!“ donnerte der Vater.

„Weiter! Du sollst Judas nicht unterbrechen, Tobias – laß ihn doch reden – erzähl weiter, Judas!“ beehrte die Großmutter Hanna.

„Jesus sagte: ‚Nun sorgt dafür, daß die Leute sich lagern‘ – es war an der Stelle viel Gras, langes, dürres Gras –, und er selber, Jesus, ging mit herum und teilte die Leute in Gruppen ein. So saßen sie auf der Erde – es sah aus wie Beete im Garten.“



Jesus nahm die Brote und Fische, sah zum Himmel hinauf, sprach laut ein Dankgebet, brach die Brote in Stücke und zerteilte auch die Fische, gab davon seinen Begleitern und ließ es austeilen. Jeder erhielt einen Anteil – und als wir davon gegessen hatten, waren wir satt! Richtig satt! Wir sahen uns an – sprachlos. Das war wieder eines seiner Zeichen. Das kann nur er. Er kann Kranke heilen, er hat Wasser in Wein verwandelt, den Sturm auf dem See gestillt – und nun hat er mit einem Nichts fünftausend Menschen – so viel mögen es gewesen sein – satt gemacht. Gesättigt saßen wir da und hielten die Brotreste in der Hand. Einige legten sie vor sich auf den Boden. Da kamen seine Gehilfen mit Körben und sammelten auf sein Geheiß die übriggebliebenen Brocken ein. Es wurden zwölf Körbe –“

„Zwölf Körbe übrig? Glaub' ich nicht!“ sagte Tobias.

„Wärst du dabeigewesen, würdest du das nicht sagen“, sprach Judas.

„Er ist einer von den großen Propheten“, warf Großmutter Hanna ein, „einer von den ganz großen! Gott hört nicht auf, das Volk heimzusuchen. Mächtig in Worten und mächtig in Taten ist dieser Sohn des Joseph aus Nazareth – ich habe seinen Vater gekannt, einen milden, sanften Mann, und auch Maria kenne ich –“

„Ein wahrer Gotteskönig, der seinem Volk Speise gibt, haben sie gesagt, unten am See.“

„Warum habt ihr ihn nicht festgehalten – so einen König brauchen wir – einen, der uns Brot gibt. Die anderen und die Römer nehmen nur!“ fragte Tobias.

„Mit dieser Meinung stehst du nicht allein da, Tobias! Nicht wenige redeten wie du! ‚Komm, wir wollen es ihm sagen – er soll unser Herrscher sein!‘ sprachen sie. ‚Wo der regiert, da gibt es keinen Hunger!‘ Aber als sie sich nach ihm umsahen, war er verschwunden. Einige hatten ihn sehr schnell ins Gebirge entweichen sehen, es hatte keinen Zweck, ihm hinterherzusteigen.“

„Und nun meinst du, ich glaube dir das?“ fragte grinsend Tobias.

„Glaub es oder glaub es nicht – nur prügele nicht den David, deinen Jungen!“ antwortete Judas, grüßte Hanna und ging seines Weges.



Er lief über das Wasser

In der „Neuen Taberna“ von Kapernaum saßen fünf Römer um einen Tisch, auf dem ein Krug mit Wein stand. Es mochten Weltenbummler sein, die das Geld dazu hatten, sich das weite Römische Reich anzusehen. Drüben in Cäsarea am Meer hatte man ihnen von dem See erzählt, der wie ein blaues Auge mit grünen Wimpern im Gebirgs- und Wüstenlande liegen sollte, und so hielten sie sich nun schon einige Tage in der Stadt Kapernaum auf.

„Wohin fließt der Fluß, der da hinten den See verläßt?“ fragte einer den Reiseführer, der sich ihnen angeboten hatte.

„Der Jordan fließt in einen Graben, in dem es warm ist wie in einem Backofen“, erwiderte der, „dann mündet er in ein Meer, das größer ist als unser Galiläisches. Es hat den Namen ‚Totes Meer‘, und zu Recht, denn dort findet man keinen

Krebs und keinen Fisch. Auch keine Pflanze kann am Ufer wachsen, alles ist tot.“

„Interessant!“

„Aber was das tollste ist: Fährt einer im Boot über das Tote Meer und fällt ins Wasser, so geht er nicht unter! Das Wasser trägt mehr als andere Wasser – nur darf man davon nicht trinken!“

„Da müßte man mal hin – da könnte man erzählen!“

„Tu es doch, Zeit dazu hast du ja! Vergiß aber nicht, eine Leibwache mitzunehmen, wenn du dort hinuntersteigst. Es ist altes, berüchtigtes Räuberland!“

„Seid mal still!“ gebot ein älterer, kahlköpfiger Römer. Vor dem kleinen Fenster der Taberna schien ein Streit ausgebrochen zu sein. Der Wirt, ein dienstbeflissener Grieche, wollte zur Tür hinaus, um die Ruhestörer fortzujagen, aber der alte Römer hielt ihn am Ärmel fest.

„Laß sie“, sagte er, „es ist kein Streit. Mir scheint, einer hat etwas zu erzählen – verstehst du, was er sagt?“

Der Grieche bejahte geschmeichelt; verstand er doch viel von den Sprachen dieses Landes.

„Ja, einer erzählt etwas – ein Fischer“, sagte er von dem Guckfenster her, vor dem ihm der Römer Platz gemacht hatte.

„Natürlich – eine Geschichte vom See, vom Sturm – Boot hat es schwer – Wellen und Sturm – Nacht, finstere Nacht. Fischer hat Fahrgäste – zwölf Mann – sagt: er hat sie ins Boot genötigt – sie wollten gar nicht! Er war dann fort. Sie rudern einige Stadien – Segeln unmöglich, Gegenwind, stark – zwölf Männer rudern mit – sind ja meist Fischer –“

Der Erzählende draußen macht eine Pause, wohl zur Erhöhung der Spannung.

„Was kommt nun“, fragte der Grieche, „das war doch unmöglich alles. Achtung es geht weiter – um die vierte Nacht-



wache – Gestalt auf dem Meer – kommt gegangen – hell,
glänzend, weiß – einer schreit: ein Gespenst! Gestalt sagt:
Seid ohne Furcht – ich bin's!“

Wieder eine Pause.

„Notiere dir Stichworte, Sécundus“, sagte ein Römer zu seinem Nachbarn am Tisch. Da ging es weiter:

„Fischer Simon im Boot – er ist von hier, der Simon – Simon spricht: ‚Herr, wenn du es bist – laß mich über das Wasser zu dir kommen!‘ – Er sagt: ‚Komm!‘ – Simon schreitet über das Wasser – hohe Wellenberge, tiefe Wassertäler! – Wind,

Sturm zerrt an seinem Gewand – kriegt Angst, der Simon – schreit: ‚Herr, hilf mir!‘ – Er gibt ihm die Hand – er sagt: ‚Kleingläubiger, warum zweifelst du?‘ – steigt mit Simon ins Boot – Wasser bald ruhiger, Wind auch – ja, die zwölf Männer fallen vor ihm nieder, sagen: ‚Wirklich – du bist es – bist Gottes Sohn!‘ “

Als der Grieche sich dem dunklen Innern der Taberna zuwandte, sah er, daß die Römer sich von den Sitzpolstern erhoben hatten und zu ihm getreten waren. Sie drängten sich jetzt um das Fensterloch. Einige schüttelten die Köpfe.

„Der da draußen sagt immer ‚er‘ – wen meint er denn damit – wenn ich recht verstanden habe, war ‚er‘ die Gestalt auf dem Wasser und der ‚Sohn Gottes‘?“

„Ganz sicher meint er Jesus“, meinte der Reiseführer, „habe ich recht, Wirt?“

„Ja, er meint unseren Wunderrabbi – Jesus aus Nazareth“, entgegnete der Wirt, „der vollbringt die unglaublichsten Taten, der Jesus – aber was ich da hörte, ist mir neu. Gewöhnlich heilt er Kranke.“

„Und in der letzten Nacht lief er über das Wasser?“

„Der Fischer da draußen erzählte es!“

Jetzt lächelten die Römer sich zu.

„Ihre Zweifel kann ich gut verstehen, meine Herren“, sagte der Wirt, „aber wenn ich in aller Bescheidenheit ein Wort sagen darf: Dieser Jesus vollbringt wirklich Unglaubliches – und das vor den Augen vieler Menschen. Es ist nicht so, daß man nur dies und das erzählt – man erzählt, was man gesehen und erlebt hat. Sehen Sie, ich bin von Natur ein vorsichtiger Mensch – aber von der Geschichte, die wir eben hörten, glaube ich jedes Wort.“

„Für den Dolmetscherdienst hast du dir etwas verdient“, sagte der Kahlköpfige und reichte dem Wirt eine Münze, die dieser

dienernd in einen Beutel steckte. Und zu einem jungen Mann, der lächelnd dabeistand, sprach er:

„Unser guter Nasica lächelt – er glaubt natürlich kein Wort von alldem?“

„Du kennst mich gut“, erwiderte Nasica, „die Leute in diesem von allen guten Geistern verlassenem Erdenwinkel haben eine blühende Phantasie. Sie träumen und behaupten dann, es sei Wahrheit –“

„Du hast den Erzähler doch gesehen – hast du nicht bemerkt, wie die Augen des Mannes leuchteten?“

„Ja – und das ist für mich gerade der Beweis, daß er phantasiert. Diese Art Menschen legen lieber ihren Kopf auf den Richtblock, als daß sie sagen, ihr Traum sei ein Traum gewesen und weiter nichts.“

„Sag mal ehrlich“, wandte sich ein anderer an den Wirt, „hältst du das wirklich für Wahrheit?“

„Ja, Herr!“

„Und wenn ich dir nun einen Denar biete oder meinetwegen auch ihrer fünf, wenn du sagst: Das ist einer der üblichen Straßenerzählungen in dieser Stadt?“

„Dann müßte ich auf einen Denar oder ihrer fünf verzichten“, entgegnete unbeirrt der Grieche.

„Da siehst du es, Nasica!“

„Ich glaube nur, was ich sehe und höre – bei den Göttern!“ sagte Nasica.

„Siehst und hörst du die Götter?“ fragte der Kahlköpfige. Da lachten sie alle, auch Nasica, laut auf.

Ich weiß sein Geheimnis!

„Natürlich heilt er die Menschen, daran ist überhaupt nicht zu zweifeln. Aber das verstehen die Hohlköpfe ja nicht“, knurrte Berechja, der Arzt. „Säfte und Kräfte sind es, die gesund oder krank machen – sie aber führen alle Krankheiten auf Dämonen und unsaubere Geister oder auf den Teufel zurück. Alles Unsinn. Nur darf man es nicht laut sagen. Dann wirst du gesteinigt! Aber er muß viel wissen, es läßt mir keine Ruhe. Und es müßte doch zu ergründen sein, wie er es macht. Alle Kunst ist zu erlernen. Ich muß ihn beobachten!“

Berechja, der Arzt, übergab sein Haus der Obhut seines alten Gehilfen und Dieners und zog, als einfacher Mann der Straße verkleidet, durch das Land Palästina. Sein Ziel war der Galiläische See; dort pflegte sich Jesus von Nazareth, den er zu beobachten gedachte, mit seinem Anhang aufzuhalten.

Eine Zeitlang suchte Berechja vergebens. Wohl hörte er hier und da von Jesus. Die einen wollten ihn im Gebiet von Tyrus und Sidon gesehen haben, andere wieder in der Nähe des Berges Tabor oder gar auf dessen Gipfel. Ja, Arzt Berechja mußte erkennen, daß es gar nicht so leicht war, den Gesuchten rasch zu finden.

Aber eines Tages stieß er auf ihn. Es war jenseits des Galiläischen Sees, in Dekapolis, dem sogenannten Zehn-Städte-Land. Jesus war dort in einen der Flecken, die sich stolz „Stadt“ nannten, gekommen, und kaum wurde ruchbar, daß er da sei, da brachten sie ihm auch schon ihre Kranken und mit Gebrechen Behafteten.

Der, den sie jetzt zu ihm hingeleiteten, war taubstumm. Das erkannte Arzt Berechja aus der Ferne. Der Mann redete mit den Händen und mit einem bis zur Grimasse verzogenen Gesicht. Berechja klopfte das Herz. Es war ihm eine Last, daß

er vielen wohlhabenden Familien, die solche Kinder hatten, nicht helfen konnte. Was würde jetzt geschehen?

Rücksichtslos begann er, sich mit dem Ellbogen einen Weg durch die Menschen zu bahnen. Sie ließen ihn aber nicht durch. Das war gut, denn Jesus gab der Menschenmenge zu verstehen, daß er allein mit dem Taubstummen sein wollte.

Da die Menge nicht wich, zog er den Mann beiseite und ging ein Stück mit ihm. Sie verschwanden hinter einem Haus.

Da brach der Arzt Berechja wieder aus – rückwärts. Sobald er frei war, lief er, was er konnte. Mochten sie ihn für einen Narren halten! Er wußte, was er tat. Kaum war er ihren Blicken hinter einer Mauer entschwunden, da schlug er einen Haken und rannte die Mauer entlang, daß ihm das Atmen schwer wurde – in der Richtung, wo seinen Berechnungen nach Jesus mit dem Taubstummen stand.

Er kam in einen Garten. Feigenbäume wuchsen da. Kein Mensch war zu sehen, auch kein Hund. Berechja rannte durch den Garten und stieß auf die entgegengesetzte Mauer, eine Mauer aus Bruchsteinen, deren Lehmverband unzählige Sturzregen hier und da ausgewaschen hatten. Er guckte durch ein Loch in der Mauer – und sah Jesus mit dem Taubstummen. Sie standen ganz nahe, im Schatten des Hauses, und Berechja war gerade noch rechtzeitig gekommen, um ganz genau sehen zu können, wie der Rabbi Jesus von Nazareth seine Heilung ausführte. Jesus hielt Zeigefinger und Mittelfinger beider Hände dem Tauben auf die Ohren. Dann spie er nach der Seite aus. Er öffnete dem Taubstummen den Mund und berührte mit Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand die Zunge des Mannes. Dann wandte er den Blick in die Höhe, dem Himmel zu. Berechja hörte ihn seufzen. Und dann vernahm er nur ein einziges Wort: „Ephatha!“ Das war Aramäisch – Jesus redete aramäisch. Und das bedeutete ganz ein-

fach: „Sei aufgetan!“ Und da geschah etwas mit dem Taubstummen, dem Blick des Arztes Berechja entging das nicht. Das verzerrte Gebärdengesicht entkrampfte sich, der Mann sprach deutlich die ersten Worte – Worte des Dankes. Er brauchte die Hände nicht mehr zu Hilfe zu nehmen, und das



unartikulierte Lallen und gelegentliche Aufschreien, das Berechja zuvor gehört hatte, als sie ihn brachten, waren fort. Nun ging Jesus wieder mit ihm zu den Leuten zurück. Der Arzt Berechja kletterte über die Mauer und folgte den beiden von ferne.

„Macht kein Gerede von alldem“, hörte er Rabbi Jesus sagen. Da mußte er lächeln. Er kannte doch die Menschen! Wenn sie jetzt nicht in alle vier Winde davonstoben und alles hinausposaunten, was sie gesehen und gehört hatten – dann wollte

er sich kein Urteil wieder über sie erlauben. Und er täuschte sich nicht. Da kamen schon welche an ihm vorübergezogen, ganz begeistert und aufgereggt waren sie. „Er hat doch getan, was verheißen ist – warum zweifelst du noch?“ – „Was verlangen sie noch weitere Zeichen?“ – „Wie steht beim Propheten Jesajahu geschrieben: ‚Dann werden geöffnet die Ohren der Tauben, jubeln wird die Zunge des Stummen!‘“

„Natürlich, natürlich“, schmunzelte der Arzt Berechja ingrimig, „gleich müssen die Worte der Propheten über den Messias wieder herhalten. Dabei ist das alles weiter nichts als ärztliche Kunst. Ich danke dir, du wahrer Gott, daß du mich hierherführtest. Nun weiß ich sein Geheimnis.“

Berechja reiste eilends zurück nach Jerusalem. Er fand sein Haus wohlbehütet, seine Patienten freuten sich über seine Rückkehr. Aber Berechjas Sinn war auf etwas anderes gerichtet. Kritisch, wie er nun einmal eingestellt war, wollte er doch erst eine Probe machen. Am Teich Siloah kannte er einen Taubstummen. Den bat er zu sich. Der Mann kam auch gern mit, denn so viel Geld hatte er nie besessen, daß er von sich aus zu dem berühmten Arzt Berechja hätte gehen können. Er durfte sich auf ein Polster setzen, und dann trat Berechja vor ihn hin, legte ihm die Finger in die Ohren, spie aus (er war sich nicht ganz im klaren, ob das dazugehörte – wollte aber nichts auslassen), rührte die Zunge des Taubstummen an, blickte zur Zimmerdecke empor, seufzte und sprach: „Ephatha!“

„Du kannst jetzt hören und reden, Freund!“ sagte er. Aber der Taubstumme lallte nur unverständlich.

Da wurde der Arzt Berechja sehr nachdenklich.



Willkommene Störung

Jakobus und Johannes hatten es gut gemeint, als sie die Männer und Frauen etwas barsch abgewiesen, die mit Kindern auf dem Arm und an der Hand ausgerechnet zu der Stunde zu Jesus wollten, als er mit einigen ernsten Männern in ein Gespräch vertieft war.

„Wenn ich unterwegs bin und reden soll“, sagte Jakobus, „dann brauche ich unbedingt die Stille. Ich kann es nicht ertragen, wenn man hin und her läuft und mich stört.“

„Mir geht es anders“, sagte sein Bruder, „ich mache mir nichts daraus, wenn einer dazwischenruft – im Gegenteil, ich versuche blitzschnell, ihm eine Antwort zu geben. Mir aber macht es zu schaffen, wenn man bei meinen Worten gähnt oder schläft.“

„Und noch etwas“, ergänzte eifrig Jakobus, „ich mag es nicht

leiden, wenn man zu den ernstesten Dingen vom Gottesreich, die wir verkündigen, mit kleinen Kindern kommt, als wären wir Geschichtenerzähler! Nicht nur, daß sie bald zu greinen beginnen – man ärgert sich! Man sagt sich: Für eine Kindersache halten sie das! Und eben daran dachte ich, als sie vorhin wiederkamen und nicht wenige Kinder brachten. Darum stand ich auf und ging ihnen entgegen.“

„Ich dachte ähnlich. Aber er ist oft unberechenbar. Um der Kinder willen unterbricht er seine Rede. Das hat die beiden Gelehrten sicher beleidigt – sie haben sich nachher schnell davongemacht –“

„Na, seid ihr immer noch nicht beruhigt?“ fragte Thomas die zwei. „Nehmt es nicht allzu tragisch! Schließlich hättet ihr die einfachen Leute, die in ihrer Einfalt nichts weiter wollten, als daß er ihren Kindern die Hand auflegte, nicht so barsch anzufahren brauchen. Und außerdem hat er euch gar nicht getadelt. Wißt ihr, was das ist bei euch? Gekränkter Stolz ist das!“

„Rede doch nicht so, Thomas! Wir waren um ihn besorgt – um die Sache und die Zuhörer. Schließlich kann man die Gelehrten, die ihm geduldig zuhören, an den Fingern zählen!“

„Diese Sorgen könnt ihr euch sparen, er ist schließlich der Meister und weiß, was er tut. Aber ich will ehrlich sein – das mit den Kindern, die ihm anscheinend willkommene Unterbrechung, kam auch mir überraschend. ‚Laßt die Kindlein zu mir kommen und verwehrt es ihnen nicht, denn ihnen gehört das Reich Gottes‘, sagte er. Und zu uns gewandt: ‚Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein kleines Kind, der wird nicht hineinkommen!‘ Er muß kleine Kinder sehr liebhaben –“

„Sie lieben ihn ja auch. Ich habe gesehen, wie gern sie zu ihm gingen – da war nichts von Fremdenschau, die man bei Kindern so oft hat. Da war gleich von vornherein so etwas da wie ein geheimes Band – als wäre er ein ihnen allen bekannter

Onkel. Ja, gut! Aber was sollen seine Worte bedeuten: ‚Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein kleines Kind, wird nicht hineinkommen?‘“ Thomas lächelte. Er sagte: „Habt ihr schon wieder vergessen, was neulich in Kapernaum geschah? Als er uns unvermutet fragte, worüber wir auf dem Wege gesprochen hätten? Ihr wart die beiden Hauptsprecher gewesen, Johannes und Jakobus!“

Die Brüder schwiegen. Sie wußten das wohl. Gestritten hatten sie sich, wer unter ihnen einmal den höchsten Platz im Gottesreich einnehmen würde. Es waren ja die geheimsten Gedanken der beiden Söhne des Fischers Zebedäus: Groß wollen wir einst sein – neben ihm! Das hatten sie sogar schon einmal ihrer Mutter anvertraut. Und sie sahen ihn, wie er sie zu sich heranwinkte, und hörten ihn im Geiste reden: ‚Seht, wenn einer unter euch der Erste und Größte sein will im Gottesreich, der muß der Letzte sein und ein Diener aller!‘ Da waren sie erschrocken und beschämt zugleich, daß er sie bei diesen Gedanken ertappt hatte. Sah das doch aus, als wären sie zwei kalt berechnende junge Männer, die durch ihn hoch emporsteigen wollten! Wie sie noch so dasaßen, rief er ein neugieriges kleines Kind heran, das zur Tür hereingeschaut hatte. „Komm doch mal her!“ sagte er, und ohne Scheu kam es. Er hatte es dann in ihre Mitte gestellt und gesagt: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Und wer mich aufnimmt, der nimmt eigentlich gar nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat!“

„Wißt ihr, so ein Kind ist dreist“, sagte Thomas, „es will meist etwas haben und ist glücklich, wenn es etwas bekommt. Und er will uns sagen: ‚So dreist sollt ihr auch nach dem Reich Gottes greifen‘ – ihr macht es euch viel zu schwer, grübelt hin und her und schüttelt dann gewöhnlich euer weises Haupt. Das Kind, das ist eigentlich der richtige Mensch –“

„Aber hör mal, Thomas! Das Kind in seiner Unfertigkeit!“
„Es geht beim Reich Gottes nicht nach Fertigkeit oder Unfertigkeit – wenigstens ist mir das aufgegangen –, es geht um das Vertrauen. Das ist – das werdet ihr zugeben – beim Kinde am größten.“

„Die Leute freuten sich“, bemerkte jetzt Johannes, etwas ablenkend, „ich habe es gesehen, und meine Schroffheit tat mir auch um ihretwillen leid – aber ich meinte es gut. Es sah aus, als hätten sie, Eltern und Kinder, soeben etwas Teures geschenkt bekommen – dabei hat er ihnen doch nur die Hand aufs Haupt gelegt und sie in die Arme geschlossen!“

„Ist das nicht mehr als Silber und Gold?“ fragte Matthäus, der hinzugetreten war. „Schatz im Acker, kostbare Perle! Das kann man nicht früh genug geschenkt bekommen!“



Das war selbst seinen Fischern zuviel –

Dathan ben Chusa war mit seinem Freund Eli unterwegs durch die Stadt. Beide Pharisäer waren im Gespräch vertieft. Es ging um Jesus. Eli hatte ihn zu seinen Schülern und den versammelten Zuhörern reden hören und war davon sehr beeindruckt worden, und nun war Dathan damit beschäftigt, dem guten Freunde falsche Gedanken zu vertreiben. Er, Dathan, hielt nämlich nichts von dem Nazarener. „Ein Schwätzer wie schon mancher Galiläer“, pflegte er zu sagen, und damit war für ihn der Fall erledigt.

Sie gelangten auf den Basar. Stimmengewirr schlug ihnen entgegen, schreiende Händler gestikulierten vor ihren Augen, Kinder kauten Kuchen, es roch nach Zwiebeln und Gewürzen. Hühner mit gefesselten Beinen und vor Durst aufgesperrten Schnäbeln lagen am Boden. Auch war eine fremde Karawane eingetroffen. Die Kamele waren niedergekniet, und die Kameltreiber, Männer mit sonnenverbrannten Gesichtern und wehenden Gewändern, machten sich eifrig an ihnen zu schaffen.

Plötzlich kam Dathan ein Gedanke. Er ging zu einer dicken Krämerin an ihren Stand und ließ sich eine Nadel geben, eine Stopfnadel. „Komm mal her, Eli!“ rief er.

Eli, unwillig, kam nur zögernd.

„Nimm diese Nadel“, sagte Dathan zu ihm, „und versuche alsdann, eines von jenen Kamelen, meinetwegen das kleinste, durch das Nadelöhr zu treiben!“

„Macht dir die Hitze des Tages zu schaffen, Dathan?“ staunte Eli erschrocken. „Komm in den Schatten!“

„Nein, ich bin frisch und munter. Sehr frisch sogar. Und ich sage es dir noch einmal: Nimm diese Nadel und mach den Versuch, ein Kamel durchs Nadelöhr zu treiben!“

„Du bist närrisch! Als ob das ginge!“

Die beiden standen da und waren schnell von neugierigen Zuhörern umringt.

„Du sagst also, es geht nicht?“

„Das kann nie und nimmer gehen!“

„Dann will ich dir etwas sagen! Du kommst nie in den Himmel!“

„Dathan, ich bitte dich!“ sagte verärgert Eli. „Man treibt doch mit den heiligen Dingen keine Scherze – noch dazu auf dem Basar, vor den Ohren des Marktvolkes!“

„Du wirst dich wundern, Freund: Ich treibe keinen Scherz! Die Sache ist ernst, sehr ernst. Gut, daß mir das jetzt gerade noch einfiel. Das Wort stammt von deinem Jesus!“

„Meinem Jesus! Rede doch nicht so! Und was für ein Wort meinst du überhaupt?“

„Er hat gesagt: ‚Eher schlüpft ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt!‘ Erst vor wenigen Tagen ist das geschehen.“

„Nein!“

„Ja!“

„Ich kann es dennoch nicht glauben!“

„Dann laß dir alles erzählen. Kennst du den jungen Saphan, den Sohn des reichen Malon und Neffen des noch reicheren Jabal?“

„Den, der die große Erbschaft gemacht hat? Den kenne ich gut – wer kennt ihn nicht? Ein prächtiger junger Mensch – schade, daß es nicht mehr in unserem Volke gibt, die so sind wie er. So jung – und gottesfürchtig wie ein weiser Alter. Wer könnte ihm etwas Böses nachsagen? Höchstens ein Neider! Ich habe ihn schon als Knaben gekannt. Es war eine Freude, ihn das heilige Gesetz lernen zu hören. Er hat die Gebote nicht bloß gelernt, er hat sie gehalten, und das ist mehr. Darum hat ihn der Höchste auch mit den Gaben des Glücks gesegnet. Ich habe ihn jedoch lange nicht gesehen – was ist mit ihm?“

„Nun, mein Eli, da du ihn also ziemlich genau kennst, kann ich mir eine lange Vorrede ersparen. Der junge Mann war bei Jesus!“

„Es fällt mir nicht schwer, das zu denken.“

„Nun, ich fand es immerhin komisch – von einem, der unsere heiligen Gesetze kennt. Wie kann er, der doch studiert hat, zu einem Messias aus Nazareth laufen?! Aber sei das, wie es nun immer sei: er ging also hin und demütigte sich so vor dem



Zimmermann, daß er im Staub vor ihm niederkniete. Und dann sagte er: ‚Guter Rabbi, was muß ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben ererbe?‘“

„Eine echte Frage Saphans?“

„Eine unnütze Frage Saphans! Als ob er nicht alles getan hätte, was einem frommen Menschen zukommt. Das hat der Nazarener ja auch bestätigt.“

„Was hat er gesagt?“

„Er sagte es etwas anders – er sagte zu ihm: ‚Du sagst zu mir guter Rabbi, gut ist nur Gott, mein Freund! Willst du aber das ewige Leben ererben, dann halte die heiligen Gebote! Welche?‘ frage Saphan. Da sagte sie der Nazarener auf: Nicht töten – nicht ehebrechen – nicht falsches Zeugnis reden – Vater und Mutter ehren. Und den Nächsten – das ist eines seiner Lieblingsworte, er meint damit eigentlich jeden Menschen, der dir über den Weg läuft – den Nächsten also solle er lieben wie sich selbst!“

„Dazu konnte unser junger Freund mit unverletztem Gewissen sagen, das habe er alles getan!“

„Was er auch sagte. Er erklärte: ‚Das habe ich seit meiner Jugend getan – was fehlt mir noch?‘

Der Zimmermann schien ziemlich stark von ihm beeindruckt zu sein. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach trotz seiner dreißig Jahre wie ein alter Vater mit ihm: ‚Wenn du vollkommen sein willst, dann gehe hin und verkaufe deinen gesamten Besitz – und komm mit mir!‘ Ja, und das konnte natürlich Saphan nicht!“

„Woher wußte denn Jesus von seinem Reichtum?“

„Das weiß ich nicht – aber ein Reicher wird schnell überall bekannt.“

„Und was hat das mit dem Kamel und dem Nadelöhr zu tun?“

„Als Saphan weggegangen war – ziemlich niedergeschlagen, er wäre vielleicht gern einige Zeit Schüler des Nazareners gewesen, aber der Höchste hat ihn vor dieser Torheit bewahrt –, sprach der Rabbi Zimmermann mit seinen Schülern. Mein Gewährsmann hat es genau gehört und aufgeschrieben: ‚Ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen – eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt!‘“

Eli schwieg und sann. Er war sichtlich erschrocken.

„Das war selbst seinen Fischern zuviel“, sagte Dathan über-

legen. „Sie stotterten: ‚Wer kann denn dann überhaupt selig werden?‘ Und er fertigte sie mit einer seiner Rätselantworten ab: ‚Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich!‘“

Eli war seitdem noch stiller als zuvor.



Es hat nicht geklappt!

Jehuda war der Sohn eines Pharisäers. Er war sehr ehrgeizig und wäre gern berühmt geworden, aber bisher hatte er nur immer schweigend unter den Pharisäern gesessen und anhören müssen, was die Alten sprachen.

Sie waren in diesen Tagen sehr besorgt. Was ihnen Sorgen machte, waren nicht die römischen Legionäre, die sich zuweilen grobe Rechtsbrüche erlaubten. Ihre Sorge war ein Zimmermann aus Nazareth, Jeschua oder Jesus genannt. Diesen Mann haßten sie.

Sie machten keinen Hehl daraus, daß sie ihn gern tot oder gefangen gesehen hätten.

Was aber tun?

Mörder anwerben, sie bezahlen und den Zimmermann umbringen lassen? Das klang einfach, war aber gar nicht so ungefährlich. Es standen schon zu viel Menschen hinter ihm. Wie leicht kam es da zu einem Aufstand, wenn man ihn anrührte. Die Welt war verwickelt, und man mußte auf alle möglichen Leute Rücksicht nehmen.

Der junge Jehuda grübelte. Er saß auf dem Dach seines väterlichen Hauses. Nicht weit davon entfernt war ein römischer Wachposten und eine Kommandostelle. Soldaten lungerten da herum. Einige hatten Felder in den Sand geritzt und schoben kleine Steine von einem dieser Felder in das andere. Es war ein Spiel zum Zeitvertreib. Obwohl es Jehuda nicht zukam, heidnischen Soldaten beim Spielen zuzuschauen, guckte er doch nicht weg. Irgend etwas am Spiel packte ihn. Er sah deutlich, wie der eine Spieler immer ratloser wurde. Sein Gegner hatte ihn eingekreist, festgelegt. Wohin er seine Steine auch immer bewegte – er schob sie ins Verderben.

Jehuda grübelte und grübelte. War nicht das Leben der Men-

schen so ein Spiel? Einer drückte den anderen an eine Stelle, wo er ihn fest hatte.

„So müßte man es mit ihm machen – mit dem Zimmermann“, sagte Jehuda leise zu sich selbst. Er sah sich im Geiste auf einem Platz in der Stadt. Ihm gegenüber stand der Zimmermann Jesus. Sie hatten mit Worten gegeneinander gekämpft.



Jesus hatte verloren und die Leute schrien: „Es lebe Jehuda!“ „Unsinn!“ sagte Jehuda und verscheuchte das Bild wie eine lästige Fliege.

Er schief die ganze Nacht kaum. Als der Morgen graute, sprang er von seinem Lager. Er hatte es eilig. Er hatte einen Plan, ein Spiel, das er gern mit dem Zimmermann von Nazareth spielen wollte.

Kaum daß er etwas gegessen hatte, eilte er in den Tempel, wo er die Pharisäer wußte. Allmählich füllte sich die Halle, es kamen die alten Gelehrten und die hochbetagten Frommen, um zu beten und miteinander zu reden.

Wieder stellten sie die gleichen Fragen: „Was sollen wir tun – es muß etwas gegen diesen Jesus getan werden!“

Da meldete sich Jehuda. Es war das erste Mal, daß er etwas zu sagen begehrte. Alle schauten verwundert auf ihn. Jehuda begehrte mit den Ältesten und Führern der Pharisäer zu reden, und diese traten mit ihm in einen Raum zur Seite. Als sie wieder zu den anderen zurückkehrten, sagte der älteste Lehrer: „Daß unser Freund Jehuda in Klugheit seinem Vater und seinem Großvater nachartet, wissen wir bereits. Aber er hat sich nun wirklich etwas Großes ausgedacht. Lassen wir ihn also ziehen und warten wir, bis er zurückkehrt. Weiter will ich zunächst nichts sagen.“

Sie rollten Schriftrollen auf und lasen. Sahen durch die Fensteröffnungen ins Freie. Flüsterten, kamen und gingen. Ja, das Warten ist eine schwere Kunst, wenn man auf etwas gespannt ist. – Nach etwa zwei Stunden kam Jehuda mit einigen Pharisäern zurück.

„Nun mein Sohn – hat es geklappt?“ rief ihm der älteste Lehrer beim Eintreten entgegen.

Aber Jehuda blieb stehen und sah zu Boden.

„Nein“, sagte er, „es hat nicht geklappt!“

„Ja, ja, ihr jungen Leute denkt euch immer alles zu einfach“, meinte bissig ein Pharisäer, der Jehudas Vater nicht wohlgesinnt war, „was es nun auch immer gewesen sein mag. Schweigt still und lernt durch Hören!“

Doch der Lehrer gebot Schweigen.

„Jehudas Plan war der beste, von dem ich je gehört hatte“, sagte er entschieden, „Jehuda, erzähle es nun allen und scheu

dich nicht – haben doch auch wir Alten bisher nichts ausrichten können.“

Jehuda erzählte:

„Ich hatte mir einige Herodianer und ein paar Freunde mitgenommen. Wir gingen zu ihm, zu Jesus, dem Zimmermann. Ich gab mir alle Mühe, ganz ruhig zu sein. Aber als ich ihn sah, schlug mir das Herz in den Hals hinauf. Ich nannte ihn ‚Rabbi‘ – so läßt er sich von seinen Schülern anreden – und sagte, er wäre mir als ein Mensch geschildert worden, der nur auf Gott schaue und sich vor keinem Menschen fürchte. Wir



kämen nun mit einer Frage, die uns Schwierigkeiten bereite: Soll ein jüdischer Mensch dem römischen Cäsar die Steuer zahlen? Und was antwortet er mir? ‚Ihr Heuchler, warum stellt ihr mir eine Falle?‘ Darauf ließ er sich eine Steuermünze geben, einen Denar mit dem Bild des Augustus. Er hielt sie mir hin, so daß ich den Glatzkopf richtig erkennen konnte, und fragte: ‚Nun – wer ist das hier?‘ Ich antwortete: ‚Der Cäsar!‘ Darauf er: ‚Gebt also dem Cäsar, was ihm gehört – und gebt Gott, was Gott gehört!‘ Darauf wandte er sich ab – und der Pöbel lachte über mich.“

„Was war daran nun großartig?“ fragte der schwerfällige Sallu, der in den Versammlungen oft schlief.

„Sallu“, sagte der Lehrer, „das sollte ein Kind begreifen! Hätte der Zimmermann gesagt: ‚Nein, dem Cäsar keinen Denar, kein As‘ – nun, so hätte man die Polizei bereit gehabt, die ihn verhaftet hätte. Rebellion, Volksverhetzung, Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung! Das ist gut, mein Sohn Jehuda. Das ist das Wort! Daran bricht er den Hals!“

„Und hätte er ja gesagt“, beharrte Sallu.

„Aber Freund! Denk doch an den Pöbel! Denk an alle! Wer zahlt wohl gern Steuern, dazu den Römern? Hätte er ‚ja‘ gesagt, so wäre er weiter nichts gewesen als der von allen seinen Freunden verlassene arme Zimmermann.“

„Ei, da war es in der Tat ein guter Plan, Jehuda“, meinte nun anerkennend Sallu.

„Er hatte nur einen Fehler“, sagte Jehuda enttäuscht.

„Und welchen?“

„Es hat nicht geklappt!“

Klettert auf den Baum wie ein Junge!

In einer Gasse von Jericho saßen in der Abendstunde die Schneider und Gewandflicker bei ihrer Arbeit.

„Was hast du denn da, Baruk“, fragte einer von ihnen seinen Nachbarn, der sich mit Fleiß und großer Kunst abmühte, einen derben Riß, einen richtigen Dreiangel in einem guten, bestickten Obergewand so zu verweben, daß man von dem Schaden möglichst wenig sah.

„Vornehme Sache“, erwiderte Baruk und machte ein schlaues Gesicht, „wird nicht verraten!“

„Ach tu doch nicht so! Vornehme Sache! Ich will dir sagen, was für eine vornehme Sache das ist: Dein reicher Kunde – der dich wahrscheinlich schlecht bezahlt – ist betrunken in den Rinnstein gefallen. Wie kämen sonst die Flecken auf das Gewand, und wie wäre es sonst zerrissen!“

„Ich will es dir sagen, Binnu“, meinte Baruk, „sonst kommst du mir um vor Neugierde. Auf einen Baum geklettert ist er, mein vornehmer Kunde, und als er etwas plötzlich heruntersprang, blieb er irgendwo hängen – nun will ich ihm das Loch fein verweben.“

„Du bist ein Spaßvogel, Baruk!“

„Wie merkwürdig sind doch die Menschen“, sagte Baruk, „belügt man sie, so glauben sie; sagt man ihnen die Wahrheit, so glauben sie nicht. Nun, male dir aus, was immer du willst!“

„Sei doch nicht immer gleich beleidigt!“ mahnte der andere. Sie nähten still weiter. Binnu aber mußte nach einigen Minuten wieder fragen.

„Sag doch, wie heißt er, der Kunde?“

„Er heißt Zakchäus“, war die Antwort.

„Zakchäus – der Aussauger, der Betrüger, der Schröpfer des ehrlichen Handelsmannes, daß doch . . .“

„Still, Binnu“, befahl Baruk, „er ist unser Kunde!“

„Na, dann gratuliere ich! Meiner ist er auch gewesen – richtig, es war ja einer seiner Diener, der das Gewand brachte, jetzt erinnere ich mich. Hoffentlich brauchst du nicht deinem ehrlich verdienten Geld nachzulaufen – er müßte mir ein paar Sandalen schenken, wäre er gerecht – so bin ich um meinen Lohn gelaufen. Der Schröpfer, der Aussauger! Komme vor zwei Wochen zum Tor herein, habe Stoff gekauft. Am Tor sitzt der Zöllner, bei ihm steht der feine Herr Zakchäus. Ich rechne mit zwei Kupfern, zwei As Zoll. Weißt du, was er, dein Zakchäus, mir abnahm? Acht As, ganze acht As! Da ist leicht reich werden, mein lieber Baruk. Man sieht es ja auch bei dem Gewand da, das du unter den Fingern hast! Was kostet allein die goldene Borte. Hat ihn ein Straßenköter gebissen – was ich sehr hoffe?“

„Aber Binnu, glaube doch, was dir Baruk, mein Sohn, sagt!“ ertönte da eine ruhige Stimme aus der Tür. „Zakchäus ist wirklich vom Baum gesprungen – von einer Sykomore!“

„Wenn du es sagst, Vater Simon, dann glaube ich es; denn du bist gerecht und betrügst niemanden. Kletterte er wirklich auf einen Baum wie ein Junge? Soll das Laub Zoll bezahlen?“

„Binnu, deine Rede klingt nicht sehr klug, du solltest dich ein bißchen mehr um die Welt um dich herum kümmern. Die Kinder singen: ‚Zakchäus klettert auf den Baum, auf den Baum . . .‘ – und Binnu weiß nichts!“

„Vater Simon, ich muß hart arbeiten. Da mag es wohl sein, daß mir dies und das entgeht.“

„Weißt du nicht, wer durch Jericho gegangen ist?“

„Wenn du den Jesus meinst – den Gaukler –“

„Er ist kein Gaukler, Binnu!“ sagte streng der alte Mann.

„Was ist er denn dann?“

„Er ist der, der da kommen soll nach dem Wort der Propheten.“

„Vater Simon, jetzt übertreibst du aber!“

„Nein, Binnu, ich sage die Wahrheit. Ich war dabei, als er kam. Ich habe ihn gesehen. Ich habe auch gesehen, wie dieses teure Gewand seinen Riß bekam. Wir wußten, daß er durch Jericho kam, und warteten an der Hauptstraße: Alte und Junge, Männer und Frauen. Da tauchte plötzlich Zakchäus auf, der kleine, runde Mann. Komisch genug sieht er aus. Man traut es ihm nicht zu, daß er so schlau ist. Die Leute lachten alle. Er wollte wohl auch ein bißchen gucken, versuchte überall hindurchzuschlüpfen, um an den Rand der Straße zu kommen. Aber die Löcher waren zu eng, er sah nur viele Hinterköpfe und den blauen Himmel darüber. Junge Burschen trieben mit ihm ihren Spott, sie rückten eng zusammen, wo immer er durch wollte. Es machte ihnen Spaß und brachte Unterhaltung. Doch da geschah es. Wer hätte dem Zakchäus das zugebraut? Er begann plötzlich zu rennen, rannte bis an die Stelle am Haus des Ölhändlers Jachanaan, wo die schräge Sykomore sich über die Straße neigt – und wie die braunen Jungen in der Wüste kletterte er den Stamm empor und setzte sich auf einen Ast. Er lächelte, als wollte er sagen: ‚Seht, ich bin euch nun doch voraus!‘ Ein paar Burschen hoben Eselsmist auf, ihn zu werfen, doch da kam Jesus – gelobt sei sein Name. Er ging langsam mit seinen Schülern und Gehilfen die Straße entlang, nickte hier und da einem Bekannten zu und sprach leise mit den Seinen.

Unter dem Baum des Zakchäus blieb er plötzlich stehen und sah hinauf. Das mußte Zakchäus wohl überraschen, er versteckte sein Gesicht hinter dem Laub. Da sagte Jesus: ‚Zakchäus, steig nur schnell wieder herab vom Baum – ich möchte in deinem Hause übernachten!‘ Ja, was meinst du wohl, wie er vom Baum herabfuhr, der Oberzöllner! Leider zerriß er sich dabei sein Gewand – aber er sah nicht einmal nach dem Riß.

Er blickte Jesus ungläubig an, er meinte wohl, er habe nicht recht gehört. Dann aber lief er immer ein paar Schritte voraus, seine kurzen Beine hatten es eilig. Er blickte sich auch dann und wann um, um gewiß zu sein, daß Jesus ihm auch wirklich folgte. Aber Jesus ging hinter ihm her und trat in das schöne Haus mit dem hohen luftigen Dach und dem Erker ein.

Wir waren ein Stück mitgegangen. Nun waren wir wieder allein. „Nein, das ist nicht recht“, hörte ich jemand sagen, „wie kann er das tun! Ein jeder weiß, wer dieser Zakchäus ist – und er kennt ihn auch, hat ihn beim Namen gerufen. Gibt es in der ganzen Stadt keinen besseren Menschen, bei dem er hätte übernachten können? Er macht es uns schwer, zu glauben, daß er der Sohn des Hochgelobten ist –“

„Psst!“ zischte da Binnu. „Seid still, Vater Simon. Wenn man von jemand spricht . . .“

In der Tat: Stimmen waren laut geworden, Leute kamen durch die enge Gasse der Schneider gegangen. Jetzt war deutlich der Oberzöllner Zakchäus zu erkennen, dem einige seiner Diener folgten. Baruk machte ein besorgtes Gesicht, das zerrissene Gewand war noch nicht halb fertig.

„Hättest du doch nicht dauernd geschwätzt, ich wäre mit meiner Arbeit weiter“, flüsterte er Binnu zu. Der alte Simon ging dem Beamten jedoch ein paar Schritte entgegen und sagte, nachdem er sich verneigt hatte: „Edler Zakchäus, es erfordert nicht geringe Kunst und Zeit, ein wertvolles Gewand, das Schaden nahm, wieder heil zu machen – ich muß um Eure gütige Geduld bitten, morgen werdet Ihr nicht vergebens danach schicken!“

„Ach, Simon, es ist mir nicht um das Gewand“, sagte Zakchäus, „mein Kommen hat andere Gründe. Kennst du einen deines Gewerbes, der Binnu heißt?“

„Er sitzt hier, er ist unser Nachbar, Herr!“



Der alte Mann wies auf den erstaunten und unsicheren Binnu.
„Lieber Freund“, sagte der Oberzöllner, „ich habe dir neulich zuviel Zoll abnehmen lassen – wieviel war es doch?“
„Acht As“, sagte der verduzte Binnu.
„Stimmt, es waren acht As – aber du hattest nur zwei As Zoll zu zahlen. Ich möchte mein Unrecht wiedergutmachen – hier, nimm dies!“

„Herr, das ist zuviel!“ stotterte Binnu und starrte auf den silbernen Denar und die weiteren acht kupfernen As, die ihm Zakchäus gegeben hatte.

„Es ist richtig“, erklärte Zakchäus, „und es wird dir nie wieder zuviel von mir abgenommen werden!“

Er nickte Simon und seinem Sohne zu – es hatten sich Leute um sie angesammelt – und ging davon.

„Er ist nicht mehr klug“, rief Binnu aus, als der Oberzöllner verschwunden war. „Kenne sich einer aus mit den Reichen – erst nehmen sie, dann geben sie. Und morgen oder übermorgen schröpft er mich wieder!“

„Nein, das wird er nicht tun“, sagte Simon, „du, Binnu, bist nur einer von denen, denen er vierfach wiedergibt, was er zu Unrecht abgenommen hat. Die Hälfte seines Vermögens hat er den Armen vermacht!“

„Und da sagst du, er sei nicht verrückt geworden?“

„Nein, er ist ganz normal. Aber Jesus ist bei ihm gewesen. Und da hat er sein Unrecht erkannt – und er hat es plötzlich hassen gelernt. Wir haben gehört, wie er zu Jesus sagte: ‚Die Hälfte meiner Habe will ich den Armen geben – und wo ich jemand zuviel abverlangt habe, will ich es vierfach zurückgeben.‘ Und Jesus sagte darauf: ‚Heute ist diesem Haus Rettung zuteil geworden – Zakchäus ist doch auch ein Kind Abrahams. Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist!‘“

„Dann ist er der Sohn des Hochgelobten!“ sagte Binnu. „Wie könnte ein anderer aus dem Zakchäus einen solchen Menschen machen?“

Lach ihn tot!

Lebbäus wurde allgemein „der Dicke“ genannt. Einige nannten ihn auch den „Kahlkopf“. Beides nahm er mit Humor hin. „Sie halten mich oft für einen Römer“, pflegte er zu sagen, wenn er im Kreis seiner Freunde, der Sadduzäer von Jerusalem, saß.

Er war ein friedlicher Mann, der allen Streitigkeiten gern die Schärfe nahm. Das bedeutete jedoch nicht, daß er zuweilen nicht auch sehr bissig werden konnte. Seine Gegner brachte er aber lieber durch seine Ironie zur Siedehitze, als daß er sich selbst erhitzte. Meist waren das die Pharisäer, die sich für die einzigen Frommen hielten und überflüssigerweise an Engel und eine Auferstehung der Toten glaubten.

„Die Kraft, die ein Mensch zum Schimpfen und Fäustebällen braucht, zehrt von seinen besten Lebenskräften“, sagte er einmal, „man sollte sich das immer überlegen. Man muß nicht rechten und poltern – man kann in einer kühlen Halle oder unter schattenspendenden Bäumen bei einem Becher Griechenv Wein sitzen und seine Kraft zum Nachdenken gebrauchen.

Alles Nachdenken muß darauf zielen, wie man seine Widersacher vor allen Leuten lächerlich macht. Willst du gern einen beseitigen, der dir lästig ist, so denke nicht an den Dolch – lach ihn tot! Laß die Leute ihn totlachen! Du wirst dich hinterher wundern, wie tot er ist!“

Als nun die Partei der Sadduzäer eine ihrer Beratungen abhielt, herrschte großes Geschrei über jenen Jesus von Nazareth. Wenn er schon dem Jehuda, dem jungen Fuchs, nicht in das vortrefflich gestellte Netz mit der Steuermünze gegangen war, wie sollte ihn dann ein Sadduzäer zur Strecke bringen? Denn darin waren sie sich ausnahmsweise einig, die Sadduzäer und Pharisäer: daß Jesus zu verschwinden habe.

Da sagte der Hohepriester, zur Sadduzäerpartei gehörig: „Hier könnte doch Lebbäus mal zeigen, was er kann! Wie oft hat er uns schon gelehrt und gesagt, man müsse den Gegner totlachen lassen. Du hast dich bisher eigentlich nur in guten Ratschlägen und im Erzählen von Witzen hervorgetan, mein Lieber!“
Lebbäus schmunzelte.

„Wiewohl diese Aufforderung aus dem Munde des Würdigen nicht einiger Spitzen entbehrt“, meinte er launig wie immer, „will ich ihr gern nachkommen und in aller Ruhe – ohne Zorn und Eifer, wie der Römer sagt – einmal darüber nachdenken. Das andere müßt ihr vorbereiten – ich meine, eine Zusammenkunft mit dem Rabbi Zimmermann!“

„Das ist leicht, er lehrt doch in der Stadt in aller Öffentlichkeit. Nur dürfen wir nicht auf einen Haufen angerückt kom-



men, sondern müssen wie zufällig vorbeikommen, wenn er predigt – und mit Geduld zuhören, damit er nichts ahnt.“

„Gut. Also morgen besprechen wir das noch einmal, dann will ich das Meine tun, ihn totlachen zu lassen!“

„Nimm nur den Mund nicht zu voll“; warnte der Hohepriester. Der Dicke saß beim Weine, las zwischendurch einige griechische Possen – und fand seine Geschichte. So schwer war das ja alles nicht. Man mußte nur der Reihe nach all die Dinge betrachten, die einer gesagt hatte, da fand sich schon die bloße Stelle. Eigentlich war er doch den Pharisäern so ähnlich – was wollten sie eigentlich mit ihrem Gehetze gegen ihn? Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Sie glaubten an die Engel – er auch. Sie lehrten, nach dem Tode gäbe es die Auferstehung – er auch!

Es begab sich, wie gedacht. Lebbäus hatte den Freunden sein Geheimnis nicht verraten. Sie bewunderten heimlich seine onkelhafte Ruhe: keine Spur der Erregung war an ihm wahrzunehmen, als sie sich dem Menschenhaufen um den Nazarener näherten und auch schon dessen Stimme hörten.

Und eine Geduld hatte der Dicke! Sie zitterten vor Neugierde – er aber aß erst einmal mit sichtlichem Behagen ein paar Feigen.

Endlich war es soweit. Der Dicke hielt den Augenblick für gekommen.

„Rabbi“, sagte er wie einer, der zufällig vorübergekommen war und eine unbeantwortete Frage hatte, „mir macht etwas zu schaffen. Du verkündigst die Auferstehung der Toten. Sieh mal, unser Gesetzeslehrer Mose – hochgelobt sei sein Name – hat uns geboten: Wenn ein Mann stirbt, ohne daß er Kinder hinterläßt, so soll sein Bruder die Witwe heiraten, und der erste Sohn aus dieser neugeschlossenen Ehe soll als Sohn des Verstorbenen gelten. Da hat sich doch in meiner Heimatstadt

– ihr Name tut nichts zur Sache – folgende wirklich einmalige Geschichte zugetragen. Also: Da ist ein Mann, der stirbt von der Frau weg und hat keine Kinder. Der Bruder des Toten heiratet die Witwe – aber auch er stirbt, ohne daß ein Sohn geboren wurde. Der nächste Bruder heiratet die Witwe – und auch er stirbt kinderlos. Nun glaub es oder glaub es nicht – sechs Brüder tun das! Die Frau hat also insgesamt sieben Ehemänner gehabt. Schließlich stirbt nun auch sie und wird begraben. Sie kommt in den Himmel, wie du sagst – und da warten sieben Ehemänner auf sie. Wem soll sie denn nun gehören? Rechtens einem jeden!“

„Eine bewundernswürdige Frechheit“, dachten die Freunde, „schwindelt da eine tolle Geschichte hin, und das mit dem unschuldigsten Augenaufschlag!“

Jesus sah nun nicht nur den Erzähler lange an, sondern traf mit seinem Blick alle seine Freunde, so daß sich mancher hinter den Kopf seines Vordermannes zurückzog.

„Das kann nur euch passieren, auf solche verkehrte Wege des Denkens zu kommen“, sagte er, „weil ihr die heiligen Schriften nicht kennt und keine Ahnung von der Kraft Gottes habt. Meint ihr, die Auferstehung sei dazu da, daß geheiratet und verheiratet wird? Wer vom Tode erstanden ist, der ist wie ein Engel Gottes –“

Bei dem Wort „Engel“ schüttelten einige Sadduzäer verärgert den Kopf, hüteten sich aber, ein Wort zu sagen.

„Aber vielleicht seid ihr gekommen, um wirklich etwas zu lernen! Was die Auferstehung der Toten angeht – meine lieben Freunde, die ihr mich lächerlich machen wollt: Habt ihr denn nie gelesen, was Gott sagt? ‚Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs!‘ Er ist aber kein Gott von Toten, sondern ein Gott von Lebendigen!“

„Hahaha!“ Es waren die Pharisäer, die laut lachten.



„Nun hat auch er eins aufs Maul“, dachten die Sadduzäer, verärgert und heimlich belustigt über den Dicken, dessen vielgerühmte Waffe nun ihn mit ganzer Schärfe traf. Nicht der Zimmermann wurde totgelacht – Lebbäus wurde es! Er, Lebbäus, sah denn auch die grinsenden Gesichter, das hämische Schmunzeln der Pharisäer, aber auch des gewöhnlichen Volks von der Straße.

Wenn ihm doch nun wenigstens einer seiner Witze eingefallen wäre, um die Lage zu retten! Er fand nichts. Mußte sich zurückziehen.

Als er ging, wurde hinter ihm laut gelacht.

Fragt ihn doch selber!

Das kleine weißgestrichene Haus stand abseits hinter größeren und atmete tiefsten Sabbatfrieden. Kein Feuer brannte, Mann und Frau saßen im Schatten im Hof.

Da wurde dieser Friede jäh gestört. Ein Trupp Männer kam gestikulierend und durcheinanderredend herangezogen, drang ohne weiteres in das Haus ein und ging zum Hof hindurch.

„Was gibt es?“ fragte der Mann.

„Es handelt sich um euren Sohn –“

„Ist er tot?“ rief erschrocken und sich verfärbend die Frau.

„Nein – er kann sehen!“

„Was denn? Wie kann er sehen? Er ist doch blind und sitzt vorn an der breiten Straße, wegen der Almosen!“

„Er kann sehen!“

„Warum kommt er denn nicht heim?“ fragte der Mann.

„Weil er bei den Pharisäern ist – Jesus hat ihn sehend gemacht.“

„Und was soll er bei den Pharisäern?“

„Es ist doch Sabbat, da darf doch nichts getan werden!“

„Auch kein Blinder sehend?“

„Nein – wenigstens sagen das die Pharisäer und ihre Freunde. Ihr sollt zu ihnen kommen, sie wollen euch etwas fragen.“

„O weh, Vater“, jammerte die Frau.

„Ihr braucht euch nicht zu fürchten, es geht nicht gegen euch, auch nicht gegen euren sehend gewordenen Sohn – es geht gegen den Jesus. Nehmt euch in acht, daß ihr nichts Verkehrtes sagt, wenn sie euch fragen“, flüsterte ein Nachbar.

„Wie kann er bloß sehend geworden sein?“ fragte unterwegs die Mutter. „Er ist doch blind zur Welt gekommen!“

„Er hat es ihnen erzählt – er hat dagesessen und gehört, wie einer sagte: ‚Rabbi, wer hat nun gesündigt – dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?‘ Der angesprochene

Rabbi war Jesus, und er entgegnete: „Weder er hat gesündigt noch haben es seine Eltern. Die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden!“

„Was hat dieser Mann für ein großes Herz“, sagte der Vater. „Diese Meinung behalte ja für dich, sie sind ihm feindlich gesinnt, die Pharisäer, und suchen krampfhaft nach einer Schuld bei ihm!“

„Hat er sonst noch etwas erzählt, unser Junge?“

„Er wird euch wohl alles genau erzählen, wenn er nach Hause kommt. Den Pharisäern sagte er, Jesus habe ihm feuchte Erde auf die Augen gelegt und ihn zum Teich Siloah geschickt, wo er die Erde abwaschen sollte. Das hat er getan – und da hat er plötzlich gesehen! Wie muß das sein, wenn man blind geboren ist und plötzlich alles sieht?“

Sie waren dem Haus der Pharisäer nahe, einem größeren Gebäude, das auch als Schule diente. Drinnen ging es laut her, sie konnten jetzt schon Worte vernehmen.

„– nein und nochmals nein, von Gott kann er nicht gesandt sein, das ist gegen alle Lehre, alle Schrift! Den Sabbat müßte er halten auf alle Fälle, und er hält ihn nicht – wie es scheint, macht es ihm Freude, das Sabbatgebot zu übertreten!“

„Gut“, hörten sie eine andere Stimme, „und doch falsch! Die einfache Frage ist: Wie könnte ein sündhafter Mensch, ein Übertreter, eine solche Tat tun. Bitte, redet!“

Es redeten gleich einige.

„– er ist doch ein Sünder!“

„Was wissen denn wir – wer weiß denn, ob das mit der Heilung Wahrheit ist!“

„Hör mal, Freund – es geht dir übel, wenn du uns belügst!“

„Warum sollte ich euch denn belügen – was hätte ich davon?“

„Das ist er – das war die Stimme meines Jungen!“ rief die Mutter. Dann hörte sie, wie ihr Sohn weitersprach:

„Ich sehe jetzt, er hat die Augen aufgetan – er ist ein Prophet!“

„Warst du denn wirklich blind?“

„Wie oft fragt ihr mich das noch? Ihr habt doch nach meinen Eltern geschickt, nun geduldet euch, bis sie kommen. Fragt sie, ob ich blind war oder nicht!“

„Du könntest etwas bescheidener reden!“

„Ich rede weder unbescheiden noch bescheiden, ich rede die Wahrheit –“

„Da kommen sie, seine Eltern!“

„Sollen hereinkommen!“

Die beiden alten Leute waren befangen, als sie sich vor so vielen erhitzten und eifernden Vornehmen sahen, für die sie sonst Luft waren.

„Ist dies euer Sohn?“ wurden sie ziemlich barsch gefragt.

„Ja, er ist unser Sohn!“

„Er soll blind geboren sein? Wie kommt es, daß er jetzt sehen kann?“

Der Vater entgegnete ruhig: „Wir können es beschwören, daß er blind geboren wurde. Wie es aber kommt, daß er jetzt sehen kann, wissen wir nicht – wie könnten wir das wissen? Und wir wissen auch nicht, wer ihm die Augen sehend gemacht hat! Aber warum fragt ihr uns – fragt ihn doch selber, er ist alt genug, um es euch sagen zu können!“

Der fragende Pharisäer wandte sich ab.

„Gut hast du gesprochen, Vater“, sagte die Mutter. „Sie werden doch dem Jungen nichts tun! Wie er aussieht, jetzt, wo er sehen kann – ganz anders. Siehst du ihn – dort hinten?“

„Komm du wieder her!“ hieß es da, und der Sohn trat nach vorn, etwas unwillig, wie es schien.

„Gib Gott die Ehre!“ sagte der Sprecher der Pharisäer. „Uns ist nämlich bekannt, daß der Mensch, der dich angeblich sehend gemacht hat, ein Sünder ist!“

„Davon verstehe ich nichts und weiß ich nichts“, sagte der Sehendgewordene, „nur das eine weiß ich: Ich war blind und bin nun sehend!“

„Wie ist das geschehen?“



„Wie oft soll ich das denn noch erzählen? Wollt ihr etwa seine Schüler werden?“

„Bist du toll!“ empörten sie sich. „Du scheinst uns einer seiner Schüler zu sein! Unser Meister ist Moses, das dürfte dir bekannt sein. Wir kennen die Worte, die Gott zu Mose gesprochen hat. Was dein Mann für einer ist, wissen wir nicht!“ – „Das ist sehr

merkwürdig“, sagte furchtlos der Sehendgewordene, „sehr merkwürdig! Ihr Gelehrten wißt das nicht: Erhört Gott vielleicht einen Sünder? Nein, er erhört keinen Sünder – er erhört den Frommen, den, der seinen Willen tut – so lehrt ihr doch eure Schüler! Oder nicht? Habt ihr schon einmal erlebt, daß einer einen Blindgeborenen sehend gemacht hat? Der muß von Gott kommen – sonst könnte ich jetzt nicht sehen!“

Einer der Pharisäer hob die Hand, als wolle er den Jungen schlagen. Er schnaubte: „Du elender Sünder! Du bist ganz in Sünden geboren und wagst es, uns zu belehren? Pack dich – und laß dich ja nicht wieder unter Gottesfürchtigen sehen! Du bist ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Frommen, komm ja nicht wieder in den Tempel oder eine Synagoge!“

Der Ausgestoßene ging mit seinen Eltern. Auf der Straße begegnete ihnen Jesus.

„Glaubst du an den Menschensohn?“ fragte Jesus ihn.

„Ich will an ihn glauben, Herr – wer ist es?“

„Du kennst ihn – er steht vor dir!“

Da warf sich der junge Mann vor Jesus nieder und sprach:

„Ich glaube, Herr!“

Jesus wandte sich denen zu, die ihn begleiteten:

„Ich bin zum Gericht in diese Welt gekommen, daß die Nichtsehenden sehen und die Sehenden blind werden.“

Er erschien wirklich!

„Ich eröffne unsere Beratung“, erklärte der Hohepriester Kajaphas. „Einzigster Punkt der Beratung ist wieder einmal Jesus der Nazarener. Da die Versammlung auf deine Veranlassung einberufen wurde, bitte ich dich, Hillel, das Wort zu ergreifen!“

Der Priester Hillel erhob sich.

„Mir ist eine Mitteilung überbracht worden, die mich veranlaßt hat, sofort um die Einberufung einer Sitzung des Hohen Rates zu bitten. Jesus der Nazarener hat wieder einen Menschen vom Tode auferweckt – einen gewissen Lazarus aus Bethanien. Ich habe die Mitteilung um der Ordnung willen kurz niederschreiben lassen und verlese die Niederschrift: Es erscheint Ungenannt und berichtet folgendes: Heute traf Jesus von Nazareth in Bethanien ein und bezog wie schon des öfteren Quartier bei den Schwestern Maria und Martha. Deren Bruder Lazarus, ein Freund Jesu, war vor vier Tagen nach heftiger Erkrankung plötzlich verstorben, so daß der Besuch Jesu von uns zunächst als Kondolenzbesuch betrachtet wurde. Die freundschaftlichen Beziehungen der drei Geschwister zu Jesus ist hier allgemein bekannt. Die Schwester Martha ging Jesus entgegen, während Maria im Heim der Geschwister die Kondolenten empfing, eine nicht unerhebliche Zahl. Hierauf erschien Martha wieder allein und rief ihre Schwester Maria, die sich darauf aus dem Haus entfernte. Die Kondolenten und auch wir gingen mit ihr, in der Meinung, sie gehe zum Grabe ihres Bruders, um ihn dort aufs neue zu beklagen. Statt dessen ging sie zu Jesus und erwies ihm die fußfällige Verehrung. Sie sagte zu ihm: ‚Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!‘ Darauf Jesus, ziemlich bewegt, ja erregt: ‚Wo habt ihr ihn hingelegt?‘

Irgendeiner antwortete: ‚Herr, komm und sieh es!‘ Da weinte der Nazarener. Die Meinung über diese Geste ist geteilt bei uns. Kann bloßes Gefühl gewesen sein. Aber auch Zorn – aus uns unbekannter Ursache. Ein paar alte Frauen mußten bemerken: ‚Siehe, wie er ihn liebgehabt hat!‘

Mein Freund Ananias sagte laut, daß es alle hören konnten: ‚Konnte dieser nicht auch seinen Freund vom Tode erretten, wo er doch die Augen eines Blinden aufgetan hat?‘ Der Nazarener reagierte sofort mit Zorn, diesmal allen deutlich. Aber er machte sich auf den Weg zum Grabe. Wir stehen dann vor der Grabwand. Jesus gebietet: ‚Nehmt die Platte weg!‘ Da fällt die Schwester Martha aus der Rolle und sagt: ‚Herr, er riecht doch schon!‘ Jesus zu ihr: ‚Martha! Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen?!‘ Männer nehmen die Platte weg. Der Nazarener blickt zum Himmel empor und sagt etwas von Dank für Erhörung oder so ähnlich. Dann mit einem nicht gerade freundlichen Blick auf uns Umstehende: ‚Ich sage es um der Menge willen, die hier steht, damit sie glauben, daß du mich gesandt hast!‘ Und darauf ruft er laut: ‚Lazarus, komm heraus!‘ – Da erschien der Tote. Es war keine Sinnestäuschung – er erschien wirklich! Füße und Hände waren ihm umwickelt, vor dem Gesicht hatte er das Gesichtstuch. Jesus gebot: ‚Macht ihn frei von dem Leinen und laßt ihn gehen!‘ – Die Bewegung, die Erregung und das Aufsehen, welches dies alles machte, war unbeschreiblich. Alles redete vom Messias. Ein starkes Zunehmen der an sich schon zahlreichen Anhängerschaft – insbesondere bei den unteren Volksschichten – ist unverkennbar. Die Spannung ist in Bethanien und der Umgebung deutlich zu spüren. Soweit die Niederschrift!“

Es war still. Nach langer Pause erst fragte Kajaphas: „Liegen noch irgendwelche Mitteilungen vor?“

Der Schriftgelehrte Hanani erhob sich: „Erst vor etwa einer Stunde erfuhr ich im Gespräch dasselbe. Weiter wurde mir gesagt, der auferweckte Lazarus erfreue sich bester Gesundheit, esse und trinke und gehe seiner Arbeit nach. Jesus habe im Haus der Geschwister gespeist.“

Wiederum große Stille.

Aus dem Hof drangen gedämpft Geräusche herauf.

Einer der Priester räusperte sich leise und meldete sich dann



zum Wort: „Was tun wir?“ fragte er. „Dieser Mensch vollbringt viele Wunderzeichen. Die Berichte sind nicht erdichtet, sie beruhen auf Wahrheit. Wir können nicht länger untätig zusehen. Der Einfluß dieses Menschen auf das Volk ist gefährlich geworden. Immer mehr halten ihn für den Messias – ich glaube, sogar Männer aus unseren Kreisen –“

Empörtes Murmeln.

„Schließlich wird ihm das ganze Volk nachlaufen, es wird sich zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen, indem es auf seine Wunderkraft baut. Dann ist der Aufstand da. Die Römer werden ihn in Blut ersticken und uns unsere religiösen Sonderrechte nehmen. Dann ist alles verloren, was wir bisher sorgsam gehütet haben.“

Beifälliges Nicken einiger.

Auch Kopfschütteln.

Ein junger Priester bat ums Wort: „Was soll man denn aber tun? Ist es denn ein Vergehen, wenn einer einen toten Freund wieder ins Leben ruft?“

„Eben, das ist es ja!“ unterstützte ihn ein anderer. „Soll man vor das Volk hintreten und sagen, daß er diesen – wie hieß er? Lazarus – auferweckte, das war Sünde?“

„Natürlich! Er macht es doch mit Satans Hilfe!“

„Hast du vergessen, was er uns auf diesen Vorwurf antwortete?“

„Da könnte man jeden guten Arzt mit Satan in Verbindung bringen, aber das tun wir nicht, im Gegenteil, einen guten Arzt loben wir und gehen zu ihm, wenn wir krank sind!“

„Richtig! Es gibt keine Möglichkeit, etwas gegen ihn zu unternehmen!“

„Und doch muß etwas geschehen!“

„Was denn?“

„Darüber wollen wir doch beraten!“

„Dann sage uns deinen Rat!“

„Ich habe bereits gesagt, was ich denke –“

„Als ob uns das helfen könnte!“

„Er muß – er muß weg!“

„Aber wie?“

„Halt – Ruhe!“ gebot da Kajaphas, und die wirr durcheinanderklingenden Stimmen schwiegen sofort.

„Ihr versteht nichts und bedenkt auch nicht, daß seine Beseitigung eine Notwendigkeit ist! Es geht hier um mehr als bloß unsere Ansichten. Es geht um das Volk, für das wir verantwortlich sind. Noch immer hat das ganze Volk mehr bedeutet als ein einzelner. Es ist besser, ein einzelner stirbt, als daß das ganze Volk zugrunde geht – das sage ich als Hoherpriester!“

Alle schwiegen.

Ihre Augen waren auf den Mann gerichtet, der da würdevoll vor ihnen stand und das höchste Priesteramt innehatte. Ein weiser Mann! Wer konnte sich der Folgerichtigkeit seines Rates verschließen? Der Nazarener mußte sterben – um des Volkes willen. Alle anderen Bedenken waren belanglos angesichts dieser Notwendigkeit. Es stand Hohes auf dem Spiel – man durfte sich nicht durch falsche Gefühlseligkeit verführen lassen.

„So werden wir künftig nicht mehr über diesen Menschen diskutieren“, sagte Hanani, „es soll in unseren folgenden Beratungen nur jeweils der das Wort ergreifen, der uns einen Weg weist, wie wir den Nazarener beseitigen, ohne daß es seine Anhänger merken. Wenn man die Römer einspannen könnte, wäre es noch besser – dann würde sich der Zorn seiner Freunde auf die Fremden entladen. Man denke also darüber nach und sei nicht untätig!“

Den Worten Hananis stimmten fast alle zu.

Die Beratung war zu Ende.

Er gibt mir nicht, was mir gehört!

Nun war auch noch der Vater gestorben, die beiden Brüder hatten keine Eltern mehr. Sie bestatteten und betrauereten ihren Vater, wie es ihm zukam, und keiner hätte sie tadeln können. Wie nicht anders zu erwarten, hatte der Vater in seinem Letzten Willen verfügt, daß der ältere der Brüder Haus und Hof übernahm und die Felder weiter bestellte; der jüngere, der einen Beruf erlernt hatte, sollte mit Geld oder Vieh abgefunden werden.

Lange Zeit wagte der jüngere Bruder nicht, über das ihm zustehende Erbteil zu sprechen – aber er dachte sehr oft daran. Auch seine junge Frau malte sich oft aus, wie es sein würde, wenn sie plötzlich im Besitz einer größeren Summe wären.

Als der jüngere den älteren Bruder nun endlich an die Erbteilung erinnerte, sagte der: „Du denkst wohl nur ans Geld, was? Ich denke noch an Vater und betraue ihn noch – warte wenigstens, bis das Jahr um ist!“

Das Jahr war um, da redete der jüngere Bruder wiederum mit dem älteren: „Gib mir nun, was mir rechtens zusteht!“

Der ältere Bruder aber entgegnete verärgert: „Hast du denn überhaupt kein Verständnis für meine Lage? Ich habe Vaters Beerdigung bezahlen müssen, laß mich doch erst wieder mit allem in Ordnung kommen!“

Nun begann der jüngere Bruder zu ahnen, daß ihn der ältere nur hinhielt. Da verlangte er sein Erbteil mit harten Worten und drohte mit dem Gericht.

„Gut, damit du endlich Ruhe gibst!“ sagte der ältere Bruder. Und es wurde ein Tag ausgemacht, an dem er das Geld in Empfang nehmen sollte. Als er sich auf dem elterlichen Hof einstellte, wurde ihm gesagt, sein Bruder hätte einen dringenden Weg über Land.

Niedergeschlagen ging er nach Hause.

„Nun, hast du das Geld?“ fragte ihn seine junge Frau.

„Er war nicht zu Hause“, antwortete er ihr.

„Das ist Lüge, er hat sich verborgen, um dir das Geld nicht geben zu müssen. Was tust du nun?“

„So leid es mir tut – ich muß wohl zum Gericht, gegen ihn klagen. Aber erst werde ich einen Schriftgelehrten um Rat und Hilfe bitten.“

Auf dem Wege zum Schriftgelehrten geriet der jüngere Bruder in einen Menschenauflauf: alle möglichen Menschen umstanden den Rabbi Jesus von Nazareth und hörten ihm zu.

Jesus warnte sie vor dem Sauerteig der Pharisäer – er meinte die Heuchelei. Er gebot, sich nicht vor Menschen zu fürchten, die bloß den Leib, nicht aber die Seele töten könnten; vielmehr solle ein jeder Gott fürchten, der mit der ewigen Verdammnis bestrafen könne. Unnütze Sorgen verbot er den Menschen. „Werden nicht fünf Sperlinge für zwei As verkauft?“ fragte er sie. „Und doch ist keiner von ihnen von Gott ver-



gessen. Gott hat die Haare eures Hauptes alle gezählt – ihr seid mehr als solche Vögel für zwei As!“

Und dann sagte er ihnen noch etwas Ernstes, vom Lästern des Heiligen Geistes. Wer den Heiligen Geist lästere, habe keine Gnade zu erwarten. –

Es war eine seiner gewaltigen Reden, die er furchtlos vortrug, und die Zuhörer waren sichtlich davon beeindruckt. Auch der jüngere Bruder hatte über die Rede seinen Gang zum Rechtsanwalt ganz vergessen. Aber der fiel ihm nun wieder ein, als Jesus fertig war und mehrere Männer zu ihm traten, ihn etwas zu fragen.

„Ihm werde ich es sagen!“ durchfuhr es ihn.

Er drängte sich durch die Menschen, gebrauchte die Ellbogen und steckte Schimpfworte ein. Das Herz schlug ihm – aber seine Sache war gerecht! Dieser Jesus war ein Gerechter, er würde ihn verstehen und ihm sicher helfen. Sein Wort galt etwas. Sein Bruder hatte ihn öfter gehört.

„Rabbi“, sagte er, „ich habe eine Bitte an dich. Rede du doch einmal mit meinem Bruder. Er gibt mir nicht, was mir gehört – mein Erbteil –“

Weiter kam er nicht, denn Jesus, sichtlich zornig, schnitt ihm die Rede ab.

„Mensch“, sagte er, „wer hat mich denn zum Rechtsanwalt oder Erbrichter über euch gesetzt?“

Der junge Mann war so erschrocken, daß er nun kein Wort weiter herausbrachte. Wie konnte der Gerechte so handeln – gegen ihn, der im Rechte war? Hatte er nicht dauernd von der Gerechtigkeit gesprochen?

Das dachten wohl auch die, die den jungen Mann kannten.

Jesus aber sprach mit lauter Stimme, daß es alle hören konnten:

„Hütet euch vor der Habsucht! Denn wenn einer schon Überfluß hat – das Leben empfängt er nicht aus seinem Besitz!“

„Habsucht! Habsucht! Habsucht!“ hallte es in den Ohren und im Herzen des jungen Handwerkers wider. Er sah seine Frau, die sich Schmuck wünschte – der wertbeständig war, damit man für die Zeit der Not eine Sicherung hatte. Er dachte an sich; der er sich ein kleines Kapital gewünscht hatte für Zeiten, in denen es mit der Arbeit schlecht stehen würde.

Doch da sprach Jesus weiter:

„Eines reichen Mannes Landgut hatte eine gute Ernte gehabt, und da dachte er nach: Was soll ich jetzt machen? Ich kriege ja die Ernte nicht unter, so groß ist die Fülle. Aber das werde ich tun: All die kleinen Schuppen und Scheuern werde ich abreißen lassen – und dann wird eine große Scheune gebaut, die alles faßt. Ja, dann kann ich beruhigt sein und zu mir sagen: Das ist ein köstlicher Vorrat für viele Jahre! Jetzt lassen wir's uns gut gehen! Jetzt wird gegessen und getrunken und gefeiert! Gott aber sagte zu ihm: Narr, der du bist! In dieser Nacht wird deine Seele von dir gefordert – und wem wird dann gehören, was du zusammengetragen hast? So ist es mit einem Menschen, der Schätze für sich sammelt und nicht reich ist bei Gott!“

Der junge Mann ging nach Hause.

„Nun, was hat der Anwalt gesagt?“ fragte ihn seine Frau.

„Wir werden warten!“ erklärte er so bestimmt, daß sie keine Widerrede wagte.

Der ältere Bruder aber, dem seine Bekannten das Geschehene sogleich berichteten, schickte sich nun unverzüglich an, die Erbteilung in die Wege zu leiten.



Wo habt ihr das Geld her?

Es roch herrlich nach Passa in Jerusalem, besonders um die Stände der Kuchenverkäuferinnen, wo die handfesten und nicht auf den Mund gefallenen Frauen hinter den Tischen die Vorübergehenden zum Kauf aufforderten.

Zwei ärmliche Jungen traten an einen Stand, hielten der Frau eine Münze hin und verlangten dafür Kuchenfladen.

Die Frau sah sich die Münze an, biß hinein, schüttelte den Kopf.

„Mispa“, rief sie ihre Nachbarin, „komm doch mal her! Kennst du dieses Geld hier?“

Mispa warf einen Blick auf die Münze.

„Ägypten“, sagte sie dann, „ziemlich alt, aber wohl noch gültig – ungefähr zwei Denare acht As wert. Seid ihr aus Ägypten?“ fragte sie die Jungen.

„Nee, wir sind Jerusalemer.“

„Wo habt ihr das Geld her?“

„Von Zuhause – woher sonst?“ antwortete der ältere.

„Redet keinen Unsinn – solches Geld haben wir hier nicht. Ihr habt es doch nicht etwa gestohlen?“

Die beiden wurden rot.

„Wir haben es gefunden“, sagte endlich der kleinere.

„In der Tasche eines Fremden, was?“

„Nein, nein – oben im Tempel – im Vorhof des Tempels, im Sande!“

„Man sollte einen Polizisten rufen!“ meinte Mispa.

„Das tut nicht“, sagte da ein einfacher Priester, der mit anderen Leuten stehengeblieben war. „Erzählt doch mal den Hergang, Jungs – wie und wo ihr das Geldstück gefunden habt!“

„Wir war'n gestern im Tempel, da sind wir oft, da gibt es was zu sehen. Jesus kam. Wir hatten ihn schon auf einem Esel hineinreiten sehen und waren dann losgerannt, um vor ihm noch oben im Tempel zu sein. Die Leute sagten, es geht was los. Und es war auch was los. Kaum war er oben angekommen, da ging er auf die Kaufleute und Geldwechsler los – mit 'ner Peitsche aus Binsenstrick. Er war zornig, er schlug auf die Kühe und Schafe ein und warf den Wechslern die Tische mit den Geldwaagen und Kasten um. Sie haben ihr Geld schnell wieder aufgeklaut, aber etwas ist doch im Sand lieengeblieben. Ich habe später das hier gefunden!“

„Junge, du bist ja der geborene Märchenerzähler!“ sagte Mispa.

„Er hat keine Märchen erzählt, Tochter“, sagte der Priester,

„er hat die reine Wahrheit gesagt. Es stimmt, Jesus hat die Krämer aus dem Tempelhof gejagt, ich war Zeuge. Es ist gut denkbar, daß der Junge die Münze im Sande fand. Wie will man wissen, wem sie von Rechts wegen gehört? Vielleicht ist es die gerechte Verwendung, wenn die beiden armen Jungen sich Matzen dafür kaufen – gib sie ihnen getrost, Tochter!“

„Jaja! Aber erzählt weiter, Vater! Was war noch?“

„Wir leben in seltsamen Zeiten“, fuhr der Priester fort, „Jesus aus Nazareth – wer ist er? Keiner weiß es. Seine Schüler sagen: ‚Er ist der Messias!‘ Andere: ‚Er ist Elia!‘ Dritte: ‚Johannes der Täufer – wiedererstanden!‘ Nun, etwas von einem Elia hatte er gestern. Der Eifer um Gottes Tempel machte ihn fast rasend. Hättet ihn bloß sehen sollen, wie er die Krämer wegjagte –“

„Krämer? Vater, wir sind das auch!“

„Ach ja, das seid ihr: gute, kleine, bescheidene Krämer – an



denen der Hochgelobte sein Wohlgefallen hat. Gutes Geschäft, gutes Geschäft, liebe Leute! Aber stellt ihr euch denen gleich, die Ochsen und Hammel in den Tempelhof treiben, so daß alle Wege voll Dung sind und das Brüllen in die heiligen Gesänge und Reden hineintönt? Und das Geld rollt – es geht nicht ehrlich dabei zu –“

„Nein, wir sind ehrliche Leute!“

„Seht ihr! Ja, und wißt ihr, was er ihnen zurief? ‚Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes heißen – und was macht ihr daraus? Eine Räuberhöhle!‘ Sie zogen ab, zähneknirschend, wutschnaubend – aber sie gingen. Übrigens hat er den Taubenhändlern nichts getan. Denen sagte er bloß: ‚Tragt das hier weg und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!‘“

„Seines Vaters Haus? Beim Himmel – was sagt ihr dazu, Vater? Dann wäre er doch –“

„Das ist es ja! So lobenswert es war, daß er allem Volk einmal deutlich machte, daß es seinen Tempel heilighalten müsse – da kann ich nicht mit! Meines Vaters Haus? Das ist eben der Frevel – vieles mag gut an ihm sein, aber das ist Frevel, ist Lästerung, meine Töchter!“

„Geht es noch weiter?“

„O ja, es geht noch weiter. Sie kamen heraufgeströmt in den Tempel, als es sich herumgesprochen hatte, daß er oben war. Seine Freunde: Blinde und Lahme und allerlei Kranke. Er heilte sie –“

„Wie machte er das?“

„Wie immer. Er sagte, sie sollten gesund sein – und da waren sie gesund.“

„Wirklich und wahrhaftig?“

„Die Blinden sahen, und die Lahmen gingen ohne Fehl!“

„Das geht doch über allen Verstand!“

„Das tut es. Auch für uns war das stark. Wir sahen zu und schwiegen. Was sollten wir auch sagen? Sollten wir vielleicht sagen: Das ist nicht recht?!“

„Kein Wunder, wenn ihm so viele nachlaufen.“

„Ja, aber wenn er doch nur geheilt hätte und wieder gegangen wäre! Aber er blieb und ließ sich's gefallen, daß unmündige Kinder im Tempel zu schreien begannen: ‚Hosianna dem Sohn Davids!‘ Ihr wart wohl mit bei den Schreiern?“ wandte er sich an die beiden Jungen.

„Ja, wir haben auch mitgeschrien.“

„Und warum habt ihr das getan?“

„Wir mußten ganz einfach – so etwas hatten wir noch nie erlebt!“

„Da hört ihr's! Und er ließ es zu. Ja, er sagte zu ein paar Hochgestellten von uns, die ihm sagten, das solle er nicht dulden: ‚Habt ihr nie gelesen, was geschrieben steht? Aus dem Munde von Unmündigen und Säuglingen hast du Lob bereitet.‘ – ‚Du wagst viel, Jesus‘, sagten sie ihm, ‚was gibt dir das Recht dazu?‘ Da antwortete er: ‚Brecht diesen Tempel ab – ich werde ihn in drei Tagen wieder erstehen lassen!‘ und ging. In Rätselworten ist er groß! Sechsendvierzig Jahre lang ist am Tempel gebaut worden – er will ihn in drei Tagen bauen! Er fordert sie heraus, es nimmt kein gutes Ende für ihn. Schade!“

Die beiden Jungen kauten unterdessen an ihren Kuchen, jeder hatte die Hand voll.

Ich weiß nicht mehr weiter

In dem überdachten Gang, der vom Hause Simons des einstmaligen Aussätzigen zum Hof und Garten führte, standen Simon Petrus und Judas aus Karyot im Gespräch.

„Beruhige dich doch wieder, Judas“, sagte Simon Petrus, „du machst allzuviel aus der Sache, das ist sie nicht wert!“

„Das ist sie nicht wert?“ fragte mit empörten Augen Judas.

„Mehr als dreihundert Denare war das Salböl wert, mein Lieber! Sonst habe ich immer die kupfernen Asse zusammenkratzen müssen, um uns Brot und Wein zu kaufen und den Armen am Wege etwas zu geben. Was hätte man mit dreihundert Denaren alles tun können!“

„Na ja, sicher. Aber du hast doch gehört, was er sagte: ‚Sie hat ein gutes Werk an mir getan – arme habt ihr immer bei euch –‘“

„Ein gutes Werk an mir – jaja, die Töne kenne ich! An mir, an mir! Wahrlich, ich bin – und so weiter! Ich will dir etwas sagen, Simon: Ich weiß nicht mehr weiter!“

„Ich verstehe dich nicht, Judas?“

„Natürlich, wenn du etwas nicht verstehen willst, dann kannst du herrlich schwerfällig sein. Das wissen wir längst. Aber Simon, sei doch mal ehrlich – hast du nicht auch zuweilen seltsame Gedanken?“

„Was denn für Gedanken?“

„Du scheinst wirklich und wahrhaftig so einfältig zu sein. Vielleicht seid ihr alle Narren. Oder ihr seid unehrlich: denkt euch das Eure und schweigt, weil ihr irgendwie vor ihm Furcht habt!“

„Furcht, Judas, habe ich vor Jesus nicht! Ich habe ihn von Herzen lieb – und ich ehre ihn, wie ich nur kann. Ich habe kein Hehl daraus gemacht, für wen ich ihn halte!“

„Hältst du ihn noch immer dafür?“

„Noch immer, Judas!“

„Da sind wir beide weit auseinandergekommen – schade! Aber Simon, welcher vernünftige Mensch hat denn Gefallen daran, daß dreihundert Denare mir nichts, dir nichts vergeudet werden? Geschweige denn einer, der sich Menschensohn nennt –“

„Hör doch auf mit dem ständigen Gerede vom Gelde, Judas!“

„Dann nimm du doch die Kasse!“

„Das fehlte mir gerade noch! Behalte sie getrost – damals hast du sie angenommen!“

„Oft verwünsche ich den Tag –“

„Welchen Tag verwünschst du?“ fragte Simon Petrus jetzt eindringlich und fast scharf.

„– an dem ich die Kasse nahm. Laß mich doch ausreden. Ich konnte heute einfach nicht anders. Freute mich über Simon und auch den Lazarus. Ja, wenn ich Lazarus sah, war mir so wohl. Und da mußte die Maria mit ihrer Alabasterbüchse voll Nardenöl hereinkommen – wie lange mag sie gespart haben, um es kaufen zu können? Und alles, aber auch alles ihm ins Haar – als gelte es, einen König zu salben, einen Salomo! Hast du nicht gesehen, wie entsetzt Simon war. Und auch dem Lazarus kam es überraschend. Die Diener kamen hereingestürzt, um zu sehen, wer diese Kostbarkeit verschüttete. Das ganze Haus duftete ja. Verschwendung! Aber sie hat ein gutes Werk an mir getan, jaja. Zugleich kann er die Menschen auffordern, dem Mitmenschen das Letzte zu geben – und solche nutzlose Vergeudung dulden. Ich weiß nicht mehr weiter –“

„Hast du nicht gehört, was er noch gesagt hat?“

„Was denn – eben das: Ein gutes Werk hat sie mir getan!“

„Nein, Judas – er sagte auch noch: ‚Arme habt ihr allezeit bei

euch! Dir hat der Ärger das Ohr verschlossen, scheint mir. ‚Allezeit habt ihr Arme bei euch, denen könnt ihr Gutes tun, wann und wo und wie oft ihr wollt. Mich aber habt ihr nicht allezeit –‘“

„Hör auf! Das ist ja das Geschwätz, das mich ratlos macht! ‚Mich habt ihr nicht mehr lange – seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem – übergeben in die Hände der Heiden‘ – und so fort! Das weiß ich auswendig, mein lieber Simon. Sag mal, dich läßt das alles ruhig? Die einzigartigen Taten – und nun nichts als Sterben!?“

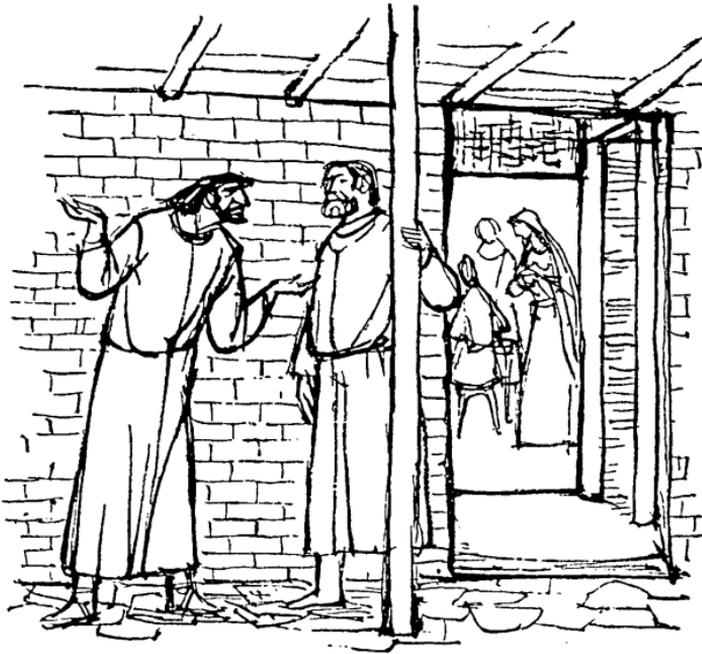
„Judas – dahinter muß sich ein großes Geheimnis verbergen, wahrscheinlich ein ungeheuerliches Geheimnis – wenn ich dich doch beruhigen könnte, Judas!“

„Simon, daß du kein schlechter Kerl bist, weiß ich. Wenn du auch manchmal große Worte machst, hinter denen nicht viel steckt – sei nicht böse, das ist wahr! Sieh, da geht Simon – er war aussätzig und ist gesund! Da ist Lazarus – er war tot und schon im Grabe – und lebt! Das hat er alles getan! Wie hat mir das Herz im Leibe gelacht, als ich das erlebte und mich vom Schrecken erholt hatte! Das sind Taten! Und dazu sein Gerede vom Sterben – nein, ich weiß da eben nicht mehr weiter. Du hast recht, ich habe vor lauter Ärger seine letzten Worte nicht gehört! Aber wie du sagst, war es wieder sein Sterben – er ist ja geradezu verliebt in seinen Tod!“

Simon Petrus war nachdenklich geworden.

„Hm, ja“, meinte er, „ich warnte ihn ja vor Feinden, als er auf dem Wege von seinem Tode sprach – du warst dabei, wie er mich daraufhin anfuhr. Satan nannte er mich. Aber ich bin ihm deswegen nicht böse. Ein ganz großes Geheimnis muß mit diesem seinem Tod zusammenhängen. Mag nun werden, was da will, ich verlasse ihn nicht!“

Simon, der Hausherr, kam.



„Nun, ist unser Freund Judas noch immer erbost?“ fragte er. Judas schwieg. Simon Petrus nickte.

„Man muß auch mal verschwenderisch sein können, Judas! Und wer könnte das bei Jesus nicht! Kennst ja unsere Maria – sie hängt so an ihm, er ist ihr alles. Es war doch ihr Geld. Habt ihr etwa kein Geld mehr in der Kasse, Judas?“

Simon, der Hausherr, nestelte an seinem Gürtel.

„Nein, nein! Laß das, Simon!“ sagte Judas.

„Nun gut, wie du willst. Ich bin euer Freund, ich bin ihm unendlich dankbar, mein Leben ist mir mit meiner wiedergeschenkten Gesundheit neu geworden. So geht es auch unserm Lazarus. Übrigens, Judas und Simon: Ihr solltet ihn zur Vorsicht mahnen. Mir ist da etwas zu Ohren gekommen, was mir nicht gefällt. Die Priester und ihr Anhang wollen ihn heimlich

festnehmen und beseitigen. Sie wollen es möglichst nicht am Passa selbst, das ist ihnen wegen der einfachen Leute zu gefährlich. Aber sie haben einen entsprechenden Beschluß gefaßt!“

„Als wenn die armen Wichte dem etwas antun könnten, der dich gesund gemacht und den Lazarus vom Tode erweckt hat!“ sagte Judas.

„Bravo, Judas!“ sagte Simon Petrus. „Also bist du doch noch der alte!“

Judas aber zuckte mit den Achseln und wandte sich um.

Judas irrte durch die Gassen von Jerusalem. Ziellos ging er hierhin und dorthin. Ein grimmiger Trotz stand in seinem Gesicht. Er ging vier, fünf Schritte zurück – dann kehrte er jäh um und ging ins Haus des Hohenpriesters hinein.

„Ich bin einer von den Seinen – einer von den Begleitern Jesu“, sagte er, „was gebt ihr mir, wenn ich euch sage, wo ihr ihn unauffällig festnehmen könnt?“

Sie wollten ihn zuerst hinauswerfen, weil sie ihm nicht glaubten. Dann aber war ihre Freude groß. Sie boten nicht viel, aber auch nicht wenig: dreißig Denare.

„Gut!“ sagte Judas. „Ihr werdet von mir hören!“

Und das alles auf deinem Esel!

„Simon, wir haben mit dir zu reden, unter vier Augen“, sagten zwei Männer zu einem dritten, der vor seinem Haus in Bethanien stand und mit den Kindern scherzte.

„Hoho, so förmlich! Was gibt es denn? Habe ich vielleicht meinen Zehnten nicht entrichtet?“

Die beiden Frager waren im Dorf als Liebediener einiger Jerusalemer Priester und deren Nachrichtenträger bekannt und daher wenig beliebt.

„Du hast doch Esel, nicht wahr?“ fragte der eine weiter.

„Ei gewiß habe ich Esel – ich bin den Umgang mit ihnen gewohnt!“

„Laß die Spitzen, mein Lieber, das Spötteln wird dir noch vergehen.“

„Jetzt bin ich aber doch neugierig, was die hohen Herren von mir wissen wollen. Kinder, geht ins Haus zur Mutter!“

„Sollten wir drei nicht lieber von der Straße weg ins Haus gehen?“ sagte der andere von den beiden.

„Wie die Herren wünschen. Kinder, geht mit der Mutter ein wenig in den Garten hinaus!“

Sie setzten sich. Es war dämmrig in der Stube. „Nun weiter – wir waren bei den Eseln!“ sagte Simon.

„Ganz richtig! Verleihst du auch Esel, Simon?“

„Ob ich Esel verleihe? Nun, ich gebe meinen Nachbarn dann und wann mal einen, wenn sie ihn brauchen. Aber sonst verleihe ich keinen Esel – das werde ich bleibenlassen, das kostet Steuer.“

„Richtig, das kostet Steuer. Hast du wirklich keinen Esel an einen Fremden verliehen – streng dein Gedächtnis mal ein bißchen an!“

„Ach, jetzt weiß ich, worauf die Herren hinauswollen. Kann

mir denken, daß euch das nicht paßte. Aber mir war er kein Fremder, und ich habe kein As für das Ausleihen genommen.“

„Du gabst ihm dein Füllen, worauf noch niemand geritten war, ist das nicht so?“

„Ich bewundere deine Weisheit, erhabner Joses – wie gern wäre ich auch so weise!“

„Weißt du auch, was du damit angerichtet hast, mein lieber Simon?“

„Angerichtet? Hat mein Esel jemand gebissen?“

„Vielleicht dich selber. Aber mir will fast scheinen, du hast keine Ahnung von all dem, was geschehen ist?“

„Ich weiß nur, daß ich Jesus aus Nazareth einen Esel liebte. Es war sonderbar, zugegeben. Zwei seiner Begleiter banden ihn vom Pfahl, ohne mich zu fragen. Als ich hinstürzte und sie anfahren wollte, sagten sie bloß: ‚Der Herr braucht ihn!‘ Da ließ ich sie gehen.“

„Du mußt auf sehr vertrautem Fuße mit dem Nazarener stehen!“

„Wer kein Räuber und Mörder ist, ist mir in meinem Hause willkommen. So hat es schon mein Vater gehalten!“

„Laß deinen Vater in Frieden. Aber höre, folgendes hat sich dein Jesus geleistet: Er hat sich von seinen Begleitern auf dein Eselsfüllen setzen lassen – auf ihre Gewänder, die hatten sie abgelegt und ihm untergelegt, damit er weich saß. War vielleicht nicht gut genährt, dein Esel! Und dann ging's nach Jerusalem. Wo der Weg vom Ölberg ins Tal des Kidron hinunterführt – du kennst doch die Stelle, von der aus man zuerst den Tempel, die Burg und die ganze Stadt sieht –, begannen sich seine Begleiter wie unklug zu gebärden. Sie schrien und jubelten, als kehrten sie aus einem gewonnenen Krieg heim. Und so ging das weiter, als er durchs Stadttor geritten war. ‚Gesegnet, der kommt!‘ riefen sie. ‚Gesegnet, der da kommt im

Namen des Herrn. Friede im Himmel und Ehre in der Höhe' – und was es sonst noch war. Ganz Verrückte warfen ihre Kleider auf die Straße, damit er darüberreiten konnte – auf deinem Esel. Andere schlissen Zweige von den Bäumen und warfen sie vor deinen Esel. Kurzum: etwas Unerhörtes!“

„Unerhörtes? Warum Unerhörtes? Ich habe schon viele nach Jerusalem hineinreiten sehen und auf dem Ölberg singen hören!“



„Diese Worte, wenn sie ehrlich sind, lieber Simon, kommen dir zugute. Du kannst eben nicht wissen, was unsereiner weiß, der Umgang mit Gebildeten hat“, sagte der zweite Mann jetzt, der etwas älter als Joses war und den Spitznamen „Schnüffel“ hatte, „Joses, er weiß wirklich nichts. Um so besser! Als Menschenfreund, der man ist, tut man einem Un- erfahrenen nicht gern ein Leid an. Aber Simon, du sollst wissen, was das Eselreiten deines Freundes Jesus bedeutete. Hast du schon von dem Propheten Sacharja gehört?“

„Wahrscheinlich so oft wie du!“

„Dann weißt du auch, was der verkündet hat?“

„Wüßte ich das auswendig, so wäre ich nicht Bauer, sondern ließe es mir als Priester oder Schriftgelehrter wohl sein – mindestens als Priesterknecht.“

„Wir wollen nicht streiten! Sieh, der Prophet Sacharja sagt an einer Stelle: ‚Frohlocke laut, Tochter Zion, jauchze, Jerusalem. Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und siegreich. Demütig ist er und reitet auf einem Esel, auf dem Füllen einer Eselin‘ – nun, merkst du was?“

„Du bist sehr gelehrt! Alle Achtung!“

„Nicht doch, nicht doch! Ich meine: Merkst du nicht, worauf dein Freund hinauswollte, als er auf seinem Esel in die Stadt hineinritt?“

„Er wollte der König sein“, warf Joses dazwischen.

„Vielleicht ist er es“, meinte Simon.

„Das will ich nicht gehört haben“, tadelte Schnüffel.

„Nanu? Ist es denn gefährlich, wenn ein Bauer mal seine einfältigen Gedanken ausspricht? Er hat doch Wunder getan, Jesus, viele Wunder sogar. Jedes Kind von Bethanien weiß –“

„Bähbähbäh – jedes Kind von Bethanien weiß“, höhnte Joses. „Keine Kunst, wenn man den Teufel hat!“

„Soso! Hat er den Teufel? Dann muß der Teufel aber sehr

menschenfreundlich und gar nicht so böse sein, wie ihn die Priester immer hinstellen!“

„Du bist dumm, Simon – und das ist dein Glück. Aber so begreife doch: Was der Nazarener tat, war allerhöchste Gotteslästerung! Sich zum Gottkönig machen zu lassen! Wenn da nicht scharf durchgegriffen wird, kann ja jeder in die Stadt reiten und ausrufen lassen: ‚Ich bin der Messias!‘“

„Hat er das getan?“

„Was wissen wir? Abgekartet wird es schon gewesen sein. Seine Jünger jubelten ihm jedenfalls als dem Messias zu. Vernünftige Leute aus dem Volk haben es dabei noch gut mit ihm gemeint. Sie haben ihm gesagt: ‚Rabbi, das schickt sich nicht, verbiete das deinen Freunden!‘ Und was hat er darauf geantwortet? ‚Wenn diese schweigen, dann werden die Steine schreien!‘ Und schließlich hat er sogar Tränen vergossen – über unsere Stadt. Die Feinde würden sie belagern und keinen Stein auf dem andern lassen. Und das alles auf deinem Esel!“

„Und was wollt ihr nun mit ihm machen – mit meinem Esel?“

„Nichts, du Narr! Warnen wollten wir dich nur. Es geht zu Ende mit deinem Wundermann – denke du an deine Familie!“

„Nie werde ich etwas tun, was gegen das Gesetz ist“, sagte bedächtig Simon, „aber wenn er noch einmal käme und den Esel wollte – ich glaube, ich gäbe ihn auch diesmal. Das kann keine Sünde sein. Mir ist nicht bekannt, daß jemand dafür bestraft wurde, weil ein anderer von seinem Esel aus Dinge sagte, die den Priestern nicht angenehm zu hören waren. Jesus wird wissen, was er tut – er hat den Lazarus aufgeweckt, er wird bestimmt wissen, was er tut!“

„Dummer Bauer“, sagte Schnüffel, als sie gegangen waren, „oder ein schlauer Fuchs! Ich gehe jede Wette ein – der glaubt auch an ihn!“

Wie ein Sklave!

Die Diener und Dienerinnen im Hause des wohlhabenden Basilius saßen bei der Abendmahlzeit, ein Tag war zu Ende. Sie waren guter Dinge, es wurde derb gescherzt.

Da trat die Gattin des Basilius ein.

„Salme“, sagte sie zu einer noch jungen Dienerin, „hol noch einen Krug frischen Wassers aus der Zisterne und stelle ihn mit einem Becken in den Raum, in dem unsere Gäste sind!“

„Es ist doch genug Wasser im Vorraum“, sagte Salme spitz. Aber die Hausfrau beharrte: „Hol einen Krug frischen Wassers – und zwar sogleich!“

Es war schon dämmrig. Die Dienerin ging mit der Hausfrau aus dem Raum.

„Was soll denn das?“ fragte ein Diener.

„Jesus ist im Hause – mit seinen Zwölfen. Wer weiß, wozu er es braucht“, wurde ihm zur Antwort.

Es dauerte nicht lange, die leichtfüßige Salme kam bald wieder.

„Was war denn, Salme?“

Sie zuckte mit den Achseln.

„Sie saßen steif und still auf ihren Sitzen, drüben im Saal. Keiner sagte ein Wort. Jesus nickte mir nur zu. Auf dem Tisch stand das Passalamm, aber sie aßen noch nicht.“

„Ob er mit dem Wasser ein Zeichen tut?“

„Das müßte man sehen!“

„Und wenn die Alte kommt und erwischt uns?“

„Dann laß sie schimpfen – so etwas sieht man nicht alle Tage.“

„Die kleine Tür zur Treppe auf das Dach – vom Saal auf das Dach, meine ich – hat Ritzen – man könnte hindurchsehen!“

„Los, gehen wir!“

„Doch nicht alle! Sarja ist der Verständigste unter uns – geh du voran, Sarja!“

„Ein paar könnten schon noch mitkommen“, meinte Sarja, etwas unsicher. Es erhoben sich noch einige.

Durch den Gang gelangten sie an die kleine Tür, die tatsächlich Ritzen hatte.

„Er legt sein Gewand ab“, flüsterte Sarja, das Auge auf eine dieser Ritzen gepreßt.

„Was – das Gewand?“

„Ja!“

„Dann wollen sie sich bloß waschen?“

„Jetzt bindet er einen Schurz um – wie wir ihn bei der Arbeit tragen. Er gießt Wasser in das Becken – von dem Wasser, das du geholt hast, Salme. Aber was tut er denn jetzt – er wäscht nicht sich die Füße – er wäscht sie einem anderen!“

„Nein!“

„Doch, ja!“

„Wie ein Sklave? Warum läßt er uns das nicht tun?“

„Paß auf, es geschieht noch etwas!“

„Jetzt ist er bei dem Alten, dem Simon Petrus –“

Da hörten sie die Stimme des Petrus durch die Tür:

„Herr, du willst mir die Füße waschen?“

Es klang ratlos – auch wie ein Protest.

Jetzt die Stimme Jesu: „Simon, was ich tue, weißt du jetzt nicht, aber du wirst es hernach erfahren.“

Petrus: „Nein! Nein! Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen!“ Er hatte das „Du“ laut betont.

Jesu Stimme: „Wenn ich dich nicht wasche, Simon, so hast du keinen Teil an mir!“

Petrus, laut: „Herr, dann wasche mir nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und das Haupt!“

Jesu Stimme: „Wer gebadet ist, bedarf keiner weiteren Waschung, es seien denn die Füße; er ist vollständig rein. Und ihr seid rein – aber nicht alle!“

„Er wäscht ihnen allen die Füße“, flüsterte Sarja.
Und nach einiger Zeit: „Jetzt legen sie sich um den Tisch –“
Jesu Stimme ließ ihn jäh verstummen:
„Versteht ihr, was ich euch da getan habe? Ihr sagt zu mir
Rabbi und Herr, und das mit Recht, denn ich bin es. Wenn
nun ich, euer Herr und Rabbi, euch die Füße gewaschen habe,
so sollt ihr euch gegenseitig auch die Füße waschen – wie Skla-
ven. Ein Vorbild habe ich euch gegeben, damit ihr euch tut,
was ich euch getan habe. Das sage ich euch wahrlich: Kein
Sklave ist größer als sein Herr und kein Abgesandter als der,
der ihn geschickt hat. Wenn ihr das wißt – selig seid ihr, wenn
ihr danach handelt. Ich rede aber nicht von euch allen – ich
weiß, welche ich erwählt habe.“



„Sie beginnen mit dem Mahl“, flüsterte Sarja, „er nimmt ein Brot, er zerbricht es in Stücke –“

Und sie hörten wieder seine Stimme:

„Nehmt und eßt – mein Leib, der für euch in den Tod gegeben wird. Das sollt ihr tun zu meinem Gedächtnis.“

Stille.

„Nehmt und trinkt alle daraus – das ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch und viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Denkt an mich, sooft ihr's trinkt!“

Wiederum feierliche Stille.

Sarja, der das Auge auf den Riß in der Türfüllung gedrückt hielt, wagte kaum zu atmen.

Und dann hörten sie Jesus plötzlich sagen:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer von euch wird mich verraten!“

„Was hat er gesagt?“

„Einer seiner Freunde würde ihn verraten. Alle haben zu essen aufgehört, sie sind sehr erschrocken“, flüsterte Sarja. „Simon Petrus winkt dem Johannes, der liegt dicht neben Jesus. Jetzt redet Johannes mit Jesus – ich kann nichts verstehen. Und jetzt nimmt Jesus ein Stück vom Brot, taucht es in eine Schüssel und gibt es dem aus Karyot, Judas, Simons Sohn –“

„Was du tust, das tue nun bald“, ertönte Jesu Stimme.

„Was machen sie?“ wisperte Salme.

„Der Judas von Karyot steht auf und geht – er geht durch die große Tür hinaus, soll wohl etwas holen. Sie werden wohl alle gleich aufstehen – ich glaube, wir gehen.“

„Es ist kein Wunder geschehen“, erklärte Salme enttäuscht, als sie in dem Raum der Diener wieder beisammen waren.

„Erzähl, Sarja!“ drangen die Wartenden in den alten Diener.

„Ein anderer soll es tun“, entgegnete Sarja. „Wie ein Sklave“, setzte er kopfschüttelnd hinzu, „und ist doch ihr Herr!“

Wer sollte das tun?

Jesus dankte Gott für die Speise und den Wein; das Mahl, gehalten zu späterer Stunde als gewöhnlich, war beendet. Seine Jünger erhoben sich und folgten ihm in die Nacht. Der Weg führte durchs Tor ins Tal, über den fast ausgetrockneten Bach Kidron eine Anhöhe hinauf: in den Olivengarten Gethsemane.

Jesus ging schweigend voraus. Die Elf spürten, daß er allein sein wollte. Spannung lastete auf ihnen, und schließlich konnten sie nicht länger schweigen.

Simon Petrus: „Es ist undenkbar! Einer von uns?“

Andreas: „Keiner von uns hat sich verhöhrt! Er hat es gesagt! Und warum ist er nicht bei Basilius geblieben, warum geht er auf den Ölberg nach Gethsemane? Daß ihn die Juden nur nicht überrumpeln!“

Thomas: „Und wenn ihn einer verrät?“

Simon Petrus: „Eben das ist undenkbar. Johannes, so rede doch deutlich: Was hat er dir gesagt?“

Johannes tat, als habe er es nicht gehört.

Simon aus Kana: „Wohin ist denn Judas gegangen?“

Matthäus: „Wo soll er denn hin sein? Etwas holen!“

Simon aus Kana: „Jetzt in der Nacht?“

Matthäus: „Es wird wichtig sein. Wenn das Fest naht, ist in Jerusalem auch in der Nacht Tag.“

Bartholomäus: „Er gefiel mir nicht, als er ging – Judas! Er gefiel mir schon die letzte Zeit nicht –“

Simon Petrus, heftig: „Verdächtige bitte keinen! Aber warum schweigst du denn so verbissen, Johannes?“

Johannes schwieg noch immer.

Simon Petrus, spitz:

„Bist du es vielleicht selbst?“

Blitzschnell hob Johannes die Hand zum Schläge, ließ sie aber sofort wieder sinken. Er schüttelte den Kopf.

Thomas: „Wer kennt sich selbst genau? Ich fragte mich, ob ich es sein könnte.“

Simon Petrus: „Aber Thomas! Hast du ihn denn nicht lieb?“

Thomas: „Ich habe ihn lieber als alles. Aber wer weiß denn, was morgen ist – es ist alles so sonderbar um ihn. Was bisher geschah, war meinen Erwartungen immer entgegen. Es wäre an der Zeit, daß er die Maske ablegte!“

Simon Petrus: „Nein, ich könnte es nicht – und wenn sie mich in Stücke rissen – ich könnte es nicht!“

Philippus: „Ich verstehe das alles nur halb oder gar nicht. Ihn verraten! Wie denn? Wie denn? Er geht in ihrem Tempel aus und ein, er bewegt sich auf öffentlichen Straßen und Plätzen. Wie soll man ihn denn nur verraten? Einen Zeloten oder Dolchmann, der in einer geheimgehaltenen Höhle haust, kann ein abtrünniger Freund den Römern verraten, indem er ihnen die Höhle verrät. Sprach er vielleicht im Gleichnis – einer von uns würde nicht an ihn glauben – ?“

Thomas: „Er hat oft seltsam gesprochen, manchmal geradezu hart – auch für unsere Ohren. Nun sprach er in letzter Zeit oft von seinem Hinscheiden. Habt ihr denn nicht verstanden, was er mit dem gebrochenen Brot und dem herumgereichten Kelch meinte? Mir ist das klar: Sein Leben soll zerbrochen werden – Leib und Blut sind Leben – für uns und für viele. Und wir sollen zusammenbleiben wie Brüder, wenn er nicht mehr in unserer Mitte ist, sollen einander dienen und uns des niedrigsten Dienstes für einander nicht schämen.“

Jakobus: „Aber etwas Entscheidendes hat er noch immer nicht gesagt – aber er wird es nun bald sagen müssen. Vielleicht ereignet sich schon in den nächsten Stunden das unerhört Große.“



Andreas: „Jetzt wollen wir erst einmal schlafen!“

Simon Petrus: „Wer könnte diese Nacht wohl schlafen – von uns?“

Bartholomäus: „Simon, sei nicht böse – aber Judas gefiel mir wirklich nicht in letzter Zeit! Ich habe ihn beobachtet. Er murmelte oft vor sich hin. Einmal, als er sich unbeobachtet fühlte, sah er zu Jesus hin und ballte die Faust –“

Simon Petrus: „Das hing sicher mit dem Geld im Beutel zusammen. Er hat sich furchtbar über Maria geärgert – wegen ihrer Verschwendung.“

Bartholomäus: „Er ist mir zu sehr besorgt ums Geld! Hat er uns in letzter Zeit Rechenschaft abgelegt über das, was wir bekommen haben, was er für Brot und Wein ausgegeben und den Armen als Almosen gespendet hat?“

Simon Petrus: „Hast du je Hunger gelitten?“

Bartholomäus: „Nein, das nicht, aber –“

Simon Petrus: „Ach, laß doch deine ewigen Aber. Johannes, laß doch deinen Eigensinn. Rede!“

Philippus: „Ich kann ihn verstehen, es hat ihn zu sehr gepackt!“

Thomas: „Es geht ihm wie mir – wer kennt sich selbst?“

Da sagte Johannes leise: „Er sagte auf meine Frage: ‚Es ist jener, dem ich den Bissen eintauche und gebe!‘“

Bartholomäus: „Also doch Judas!“

Simon Petrus: „Entsetzlich! Du hast recht, Bartholomäus – etwas verändert kam mir Judas auch vor. Und neulich hat er sich entfernt, und als er wiederkam und ich ihn fragte, wo er gewesen sei, lächelte er nur böse.“

Bartholomäus: „Das sagst du jetzt, wo Johannes das gesagt hat, Simon –“

Simon von Kana: „Zum Streiten ist wahrhaftig nicht die Stunde – er ist in den Garten gegangen, wir sind da!“

Jesus stand unter den dunklen Bäumen und sprach: „In dieser Nacht werdet ihr alle irre an mir werden. Aber das muß ja sein, das Wort muß sich erfüllen: ‚Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.‘ Wenn ich aber vom Tode auferstehe, dann will ich vor euch hergehen, hinauf nach Galiläa.“

Simon Petrus: „Herr, mögen alle an dir irre werden – nicht ich!“

Jesus: „Simon Petrus, in dieser Nacht wirst du mich dreimal verleugnen, ehe noch der Hahn kräht.“

Simon Petrus: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, ich werde dich nie verleugnen.“

„Keiner von uns“, sagten die übrigen zehn im Chore.

„Setzt euch, ich will beten“, sagte Jesus, „du, Simon, du Jakobus, und du, Johannes – kommt mit mir!“



Sie folgten ihm.

Als sie wiederkamen, war das Gesicht Jesu gezeichnet von Streifen roten Blutes.

Simon Petrus, Jakobus und Johannes hielten die Häupter gesenkt und sagten kein Wort.

Da hallten Tritte von fern – und Waffen klirrten leise.

Das Ohr war ab!

In einer Kasernenstube der Burg Antonia zu Jerusalem brannte in der Nacht eine Öllampe und warf ihr spärliches Licht über Soldaten, die ihre Rüstungen und Kleider abgelegt hatten und sich wuschen. Unter ihnen befand sich ein Zivilist, gekleidet wie die Dienerschaft des Hohenpriesters.

„Und du merkst gar nichts an deinem Ohr?“ fragte ein Soldat den Zivilisten.

„Hört doch nun mit dem Unsinn auf“, rief ein Soldat von seinem Bett her. „Wie seid ihr bloß auf die verrückte Idee verfallen, uns die Geschichte mit dem Ohr unseres Freundes Malchus aufzutischen. Ihr habt wohl Wein gekriegt für euren Sonderdienst, was?“

„Glaub's oder glaub es nicht – das Ohr war ab!“ sagte Malchus.

„Welches denn – das linke oder das rechte?“

„Es war das rechte.“

„Man sieht aber gar nichts!“

„Das ist es ja – ich merke auch gar nichts, kein Kribbeln einer heilenden Wunde – nichts!“

„Ob du es glaubst oder nicht glaubst, Gallus – hier, sieh die Blutflecken auf meinem Hemdsärmel – die sind von dem abgehauenen Ohr. Muß das Hemd noch sauber kriegen, sonst schnauzt mich der Alte morgen beim Appell an –“

„Das sieht mir sehr nach Rotwein aus!“

„Hört nun endlich auf!“

„Ach was, wer kann denn noch schlafen. Machen wir ein Spielchen – Malchus, um die Halben, wie wäre es?“

„Einverstanden, Durus!“

„Heraus mit den Würfeln!“

Sie würfelten auf dem langen Holztisch der Stube.

„Wie ist das, wenn einem das Ohr so mir nichts, dir nichts wegfliegt, Malchus?“ fragte einer.

„Fängst du schon wieder an? So mir nichts, dir nichts geschah es gar nicht. Der Kerl hat mir ganz schön eins auf den Helm gegeben, ich dachte, Helm und Schädel gehen in Stücke.“

„Hast du es ihm wenigstens zurückgezahlt?“

„Ich wollte schon – aber da trat er doch dazwischen!“

„Der Nazarener?“

„Ja, Jesus. Es war kein Heldenstück, was wir heute zusammen vollbracht haben –“

„Der Alte wird uns morgen schön ’rannehmen“, meinte ein Soldat.

„Warum denn?“

„Nun, weil wir erst mal ein paar Schritte rückwärts gingen, als er uns sagte: ‚Ich bin’s!‘ Stell dir doch vor, da wird plötzlich Alarm gegeben – ihr wart nicht da, gestern abend. Man denkt wunder was los ist. Antreten im hinteren Hof. Bärtige Rabbis und Priester, Malchus und seine Freunde mit Knüppeln und Spießen. Ein Jude – seinen Namen habe ich vergessen. Und da heißt es: ‚Dieser Mann führt uns – er wird an einem Ort einen anderen küssen und umarmen. Dieser Mann ist festzunehmen!‘ Weiter nichts. Wir zogen also los, hinunter ins Bachtal, wieder hinauf auf die Berge dahinten – Ölberg heißt der Hang. Es war nicht dunkel, aber wir hatten Fackeln mit – für den Fall, daß der Gesuchte irgendwo in einem dunklen Loch steckte. Aber er steckte nicht in einem Loch – sie hatten sich wohl angeschickt, die Nacht unter ein paar alten Oliven zu verbringen –“

„Von Jesus und den Seinen redest du –?“

„Ja, das sickerte allmählich durch. Diesmal sollte zum Schlage ausgeholt werden. Und dann stand er da vor uns – der Jude – jetzt weiß ich auch den Namen: Judas – küßte ihn doch wirk-

lich und sagte: ‚Ich grüße dich, Rabbi!‘ – ‚Judas, verrätst du den Sohn des Menschen mit einem Kuß?‘ fragte Jesus. Und dann fragte er uns, ob wir ihn suchten. Ruhig, ohne alle Furcht. Wir sollten seine Leute laufen lassen – darum bat er noch. Nein, es war kein Heldenstück! Lieber ziehe ich aus gegen Pannonier oder Parther und prügele mich mit ihnen, als daß ich einen gefangennehme, der sich nicht wehrt!‘
„Aber ich denke, dem Diener Malchus da wurde das rechte Ohr abgeschlagen?“



„Ja, einer schlug zu. Ein Alter. War nicht groß. Kurz und gedrungen, hatte einen Bart und eine Stupsnase –“

„Hätte ich einen neuen Helm gehabt und nicht einen von den alten, so wäre mir das mit dem Ohr auch nicht passiert. Das nächste Mal gehe ich nur mit, wenn ich einen Helm mit Ohrenschutz kriege“, sagte Malchus.

„Was mag es nur mit diesem Juden Jesus auf sich haben? Ich verstehe ihr Kauderwelsch nicht, aber wenn irgendwo ein paar Juden zusammen stehen, hört man immer wieder den Namen: Jesus, Jesus!“

„Soll ein Hochverräter sein!“

„Und da hat er ein armseliges Häuflein von Feiglingen um sich und läßt sich ohne Gegenwehr festnehmen. Das ist nicht die Art der Rebellen hierzulande – denk an Barabbas!“

„Er sagte auch noch etwas von einem Kelch, den ihm der Vater reiche und den er austrinken müsse – und von einer ganzen Legion, die ihm helfen könnte. Kenne sich einer aus mit diesen Rätselworten. Aber es muß etwas Großes dahinterstecken. Das mit Malchus' Ohr ist ja geradezu unheimlich. Das Ohr war ab – nun ist es wieder dran. Er hat es nur drangehalten!“

„Los, würfelt doch weiter!“

„Ja, machen wir ein Spiel.“

Die Würfel kollerten.

„Der Kerl, der uns anführte – der Judas –, der soll einer von seinen Schülern gewesen sein!“

„So?“

„Hat sicher einen Batzen Geld gekriegt für seine schöne Arbeit. Arme Teufel springen auf so etwas.“

„Er sah nicht aus wie ein armer Teufel, er war gut angezogen.“

„Die Sache mit diesem Jesus läuft schon längere Zeit“, sagte ein älterer Soldat der Kohorte, der bisher schweigend zugehört hatte. „Es ist eine Sache des Glaubens der Juden. Die Juden

haben sich was mit ihrer Religion. Selbst der Cäsar läßt sie hantieren, sie brauchen seinem Standbild nicht zu opfern. In ihren alten Schriften, so hat man mir erzählt, soll geschrieben stehen, daß ihr Gott ihnen einst einen König, seinen Sohn, senden wird. Wenn sie ganz brav sind und das Gesetz halten, dann kommt er – das erzählen sie ihren Kindern weiter. Und wenn es soweit ist, dann kriegen wir eins auf den Schädel, und sie sind die Herren. Der Jesus soll gesagt haben, er wäre der Sohn Gottes. Und eben das glauben sie ihm nicht – daher der ganze heftige Zorn gegen ihn. Sie werden nicht eher Ruhe geben, als bis sie ihm das Lebenslicht ausgelöscht haben. Darin werden sie recht haben, daß er kein Gottessohn ist. Halte ihn für einen Fanatiker –“

„Was weiß da unsereiner – mein Ohr war ab und ist wieder dran. Ich darf gar nicht darüber nachdenken, ich werde sonst verrückt“, sagte Malchus. „Wenn mir doch einer von euch, meinen Freunden, sagen würde: Malchus, du hast betrunken unten am Bach Kidron gelegen, wir haben dich mitgenommen. Und die Geschichte mit dem Ohr – das war ein Traum. Aber es ist kein Traum, ich war doch mit euch oben in dem Garten Gethsemane.“

„Seltsam ist das schon – doch überlassen wir das den Rabbis mit den Bärten – warten wir ab, was noch kommt. Morgen abend werden wir klüger sein als jetzt!“

Wir haben doch gesagt, was wir sagen sollten!

Schaul, seines Zeichens Priester, doch mehr dienstbarer Hausgeist des Hohenpriesters Hannas, hatte die sechs heruntergekommenen Männer unter den Gewölbebogen einer Karawanserei aufgestöbert und aufgefordert mitzukommen. Sie hatten sich zuerst gesträubt und gemeint, er wolle sie wohl der Polizei ausliefern. Schaul aber hatte beim Himmel geschworen, daß er ihnen nichts Übles, sondern nur Gutes tun wolle. Auch hatte er in den Beutel gegriffen und ihnen einen kleinen Vorschuß auf den späteren Lohn für ihre Dienste gegeben. Nun saßen sie im Palast des Hannas, in einem kleineren Raum neben der großen Halle, wo die Priesterversammlungen stattzufinden pflegten, und flüsterten immer dieselben Worte vor sich hin.

„Und wenn sie ihn nicht kriegen?“ fragte der derbe Husai mit dem einen Auge.

„Ach, sie kriegen ihn schon, verlaß dich drauf!“

„Ja, aber sie wollten ihn schon oft fangen.“

„Diesmal klappt's!“

„Elende Warterei – ich möchte schlafen!“

„Wenn du nachts stehlen gehst, Husai, bist du doch auch nicht müde. Hier ist mühelos Geld zu verdienen, Mensch!“

„Jajaja –“

„Horch!“

Sie lauschten. Von fern klirrte und klapperte es, Schritte vieler Männer nahten. Jetzt hörte man murmelnde Stimmen.

„Sie kommen – sie bringen ihn!“

„Es klingt so!“

Da ging auch schon die Tür auf, und Schaul steckte den Kopf herein.

„Sie haben ihn – gleich geht es los“, flüsterte er, „macht eure Sache gut!“

Durch die Tür konnten sie hören, wie Sessel gerückt wurden.
Ein Räuspern. War das Hannas?

Eine glatte, ölige Stimme.

„Jesus von Nazareth, Josephs Sohn, du bist endlich in unserer Gewalt, und dem Gesetz soll Genüge getan werden. Sage uns jetzt die Namen und Wohnungen deiner Schüler – und was du lehrst!“

Die sechs drängten sich um die Tür, die vorderen hatten die Ohren an das Holz gelegt. Was sie vernahmen, war eine ruhige, nicht laute Stimme:

„Was ich lehre, ist kein Geheimnis, im geheimen habe ich nichts getan. Stets habe ich in der Öffentlichkeit gelehrt, hier im Tempel und in den Synagogen auf dem Lande. Warum fragst du mich? Frag doch die, die mich gehört haben –“

Ein kurzes, klatschendes Geräusch unterbrach die Worte.

„Es hat ihm einer ins Gesicht geschlagen“, flüsterte der vordere Horcher, „psst – still!“

„Was fällt dir ein“, dröhnte eine Baßstimme, „du stehst vor dem Hohenpriester! Redet man so mit dem Hohenpriester?“

Und wieder die Stimme des Nazareners: „Habe ich ungehörig gesprochen, so sage mir, was ungehörig war. Wenn du das nicht sagen kannst – warum schlägst du mich?“

„Ruhe! Man hole die Zeugen!“ gebot Hannas.

Die Männer traten von der Tür zurück, die darauf geöffnet wurde. Schaul gebot dem Husai, einzutreten.

Husai sah sich in der Halle mit den Polstern und dem Thron-sitz des Hohenpriesters. Hannas sah gar nicht nach ihm hin. Das Schild auf seiner Brust mit den Namen der Stämme Israels funkelte im Lichte der Öllampen.

Ein Sprecher im Priestergewande sagte: „Zeuge! Du hast diesen hier, Jesus von Nazareth, Lästereien führen hören. Sag aus!“

„Ja – ich hab’ es gehört. Er hat – gesagt – das Gesetz, das wir von Mose haben, ist nichts – ich bringe das rechte, das neue Gesetz, hat er gesagt.“

„Wann und wo ist das gewesen?“

„Es war – im vorderen Hof des Tempels – etwa vor einer Woche.“

„Das hat er wirklich gesagt? Hast du einen, der deine Aussage bezeugen kann?“

„Ja, mein Freund Timon wartet draußen.“

„Zeuge Timon!“ Timon erschien und blinzelte in das Licht.

„Kennst du diesen Mann, Zeuge Timon?“

„Wer kennt ihn nicht? Das ist doch der Zimmermann, der Jesus von Nazareth!“

„Dein Freund Husai hat ausgesagt, ihr beide hättet ihn im Vorhof des Tempels vor etwa einer Woche Lästerreden führen hören. Wiederhole uns die Lästerrede!“

„Ja – er sagte damals – wart mal, daß ich nicht lüge – er sagte: ‚Jerusalem muß zerstört werden, kein Stein darf auf dem anderen bleiben!‘ Ja, das sagte er.“

„Und was sagte er noch?“ fragte Schaul dazwischen, mit den Augen redend.

„Ich weiß weiter nichts, Herr!“

„Idiot!“ knurrte Schaul. „Geht hinaus!“

Ein Priester meinte: „Es sind einfache Leute, sie kommen ganz durcheinander, wenn sie ihn nur sehen. Man hätte sie an anderem Ort befragen sollen. Aber nun die nächsten. Schaul, hole die nächsten herein.“

Es kamen Onjas und Assap.

„Ihr habt neulich eine Anzeige erstattet – gegen diesen Jesus. Sagt uns, was er über den Tempel von Jerusalem sprach!“

„Er hat erklärt, er würde den Tempel innerhalb von drei Tagen einreißen und neu aufbauen, mit seinen Händen!“ sagte Assap, ohne zu stocken.



„Nein“, fiel ihm Onjas ins Wort, „das war doch falsch, Assa-
per will ihn in drei Tagen wieder aufbauen – ohne Menschen-
hand!“

„Richtig – ich habe mich versprochen. Ich bin ein ehrlicher
Mann und habe noch nie mit dem Gericht zu tun gehabt, er-
habene Richter – aber es ist so, wie Onjas, mein Freund,
sagte – der Tempel soll mit Händen gemacht und in drei Ta-
gen abgebrochen werden –“

Hannas winkte mit der Hand. Die Zeugen sollten abtreten.
Ein zorniger Blick traf Schaul, der leise vor sich hin schimpfte.
Draußen fuhr Schaul die Männer zischend an. „Ihr Hohl-
köpfe, hätte ich einen störrischen Esel oder einen Wasser-
büffel genommen, er hätte es besser gemacht –“

„Was wollt Ihr? Wir haben doch gesagt, was wir sagen sollten!
Ein jeder seinen Satz! Ihr hättet es besser machen sollen –“

Er sprach nicht weiter, der grimmige Husai; denn die Stimme des Hannas hallte laut durch den angrenzenden Raum: „Und du antwortest gar nichts? Was hast du zu den Beschuldigungen dieser einfachen Bürger zu sagen?“

Stille.

„Du stehst vor Gericht, ich kann dich zum Reden zwingen lassen! Antworte mir jetzt unter Eid: Bist du der Messias – der Sohn des Hochgelobten?“

Stille.

Doch da antwortete Jesus: „Ja, ich bin es. Und ihr werdet den Menschensohn sehen, sitzend zur Rechten der Macht und kommend in des Himmels Wolken –“

Aber was war das?

Es klang, wie wenn ein Händler Stoff vom Ballen abreißt.

„Er hat sich das Gewand zerrissen – zum Zeichen seines Entsetzens“, flüsterte Schaul.

„Wir brauchen keine Zeugen, ihr habt mit euren Ohren seine Worte gehört. Einwandfrei Lästerung. So sprecht nun das gerechte Urteil!“ donnerte Hannas.

Dumpf sprachen sie im Chor: „Tod! Tod! Todesurteil!“

Und darauf brach ein regelrechter Tumult los. Durch den Türspalt sahen sie über Schauls Schulter hinweg, wie Soldaten und Diener über den angeklagten Jesus herfielen und ihn anspuckten. Einer warf ihm ein Tuch über den Kopf, schlug ihn und sprach: „Weissage, Messias – wer war's!“

Endlich gebot Hannas dem Einhalt. „Fort mit ihm!“ befahl er. – „Wir möchten unser Geld“, sagte Husai.

„Für eure Dummheit noch Geld? Verschwindet!“ fauchte Schaul.

Mägde und Soldaten

„Ich wette eins gegen hundert: Der war mit ihm zusammen!“

„Zugegeben hat er's nicht!“

„Natürlich nicht – aus Angst!“

„Was hat er nur hier gewollt? Wenn er aus Furcht gelogen hätte – warum kam er überhaupt hierher? Damit mußte er doch rechnen!“

„Vielleicht wollte er nicht ausgelacht werden?“

„Sah ganz ordentlich aus, ein älterer Mann schon. Wie alt ist er eigentlich – der oben?“

„Jesus? Er soll dreißig sein!“

Die Stimmen waren gedämpft. Ein Feuer von rotglühenden Holzkohlen hatte gegen den grauenden Morgen hin seinen Schein eingebüßt, gab aber noch Wärme ab. Um die Glut hockten Mägde und Soldaten.

„Du hast ihn hereingelassen“, sagte eine Magd zu ihrer Nachbarin am Feuer, „ist er dir nicht aufgefallen?“

„Natürlich kam er mir gleich etwas sonderbar vor. Und ich habe ihn gefragt, ob er etwa einer von den Freunden des Menschen wäre, den sie in der Nacht gefangen anbrachten. Da zuckte er zusammen, sagte aber: ‚Nein, Kind, nein!‘“

„Aber warum hast du ihn denn hereingelassen, wenn er dir gar nicht sagte, wer er sei?“

Die Türhüterin tippte an die Stirn.

„Ist dir nicht bekannt, daß hier einer ein und aus gehen darf, der ganz offen mit dem Jesus von Nazareth gezogen ist? Er hat seinen reichen Verwandten hier, und da ist ihm eben jede Tür offen. Er sagte zu mir, als er in der Nacht ankam – kurz nachdem sie Jesus gebracht hatten: ‚Laß auch den hier mit herein!‘ Und dabei zeigte er auf den Alten. Sollte ich Lärm schlagen?“

„Nein, ich meinte auch nur so. Ja, das Geld öffnet alle Türen – wenn der da oben Geld hätte –“

„Was willst du damit sagen? Willst du etwa andeuten, daß er dann straffrei ausginge?“, schnarrte ein Soldat mit gespielter Entrüstung.

„Nein, ich mache mir nur meine Gedanken. Wenn der Geld besäße, ob wir dann wohl hier am Feuer warteten, was aus ihm wird?“

„Ganz bestimmt nicht!“

„Aber so hat er nichts –“

„Darum geht es doch nicht. Er ist ein Übertreter!“

„Gewiß, gewiß!“

Stille trat ein.

„Ich erkannte den Alten am Feuer“, nahm eine Magd das Gespräch wieder auf. „Er fror wohl und kam aus seinem Winkel näher heran. Du erzähltest gerade die Geschichte von den zwei Assen, Noemi, die mehr wert sein sollten als viele hundert Denare. Eine Witwe warf zwei Asse in den Gotteskasten im Tempel, Jesus sah es und meinte, diese zwei Kupferlinge seien mehr wert als die anderen Denare im Kasten, die die Reichen eingeworfen hätten –“

„Ganz so war es nicht –“

„Aber so ähnlich. Weiß schon. Und da fächelte einer die Kohlen, so daß der rote Schein sein Gesicht überlief. Da erkannte ich ihn wieder. Wie er sich sträubte und wand! Und dabei verriet er sich durch sein Galiläisch. Ich kenne den Menschen nicht!“

„Über eins habe ich mich doch gewundert“, meinte eine andere Magd, „darüber, daß er so großartig fluchen konnte! Das machte mich stutzig. Meine Mutter sagte mir, Jesus von Nazareth habe seinen Schülern jegliches Fluchen verboten. Und natürlich auch das falsche Zeugnis!“

„Hat deine Mutter ihn reden hören?“

„Nein, ein entfernter Verwandter hat es ihr erzählt, der ist einmal mit dabeigewesen – auf irgendeinem Berg in Galiläa. Ganz streng hat er da gesprochen. Wer eine Frau so ansieht, daß sein Begehren deutlich wird, der hat mit ihr die Ehe ge-



brochen. Wer zu seinem Bruder sagt: ‚Du Hohlkopf‘, der gehört vor Gericht, wer aber sagt: ‚Du Narr‘, der gehört in die Hölle.“

„Nun, dann gehörten wir alle dorthin!“ meinte ein Soldat.

„Wollen uns einstweilen an das Feuer gewöhnen“, lachte sein Kamerad und rieb sich über der Kohlenglut die Hände.

„Was der Alte bloß hier im Hof wollte? Er hat meinem Freund Malchus – ihr kennt ihn – draußen im Garten, als wir ihn festnahmen, das Ohr mit dem Schwert abgeschlagen“, sagte der erste Sprecher.

„Jesus hat es aber gleich wieder angeheilt – wissen wir“, fielen sie ihm ins Wort.

„Ist das nicht ein Beweis, daß er mehr ist als –“

„Teufelskünste, Hagar! Nichts als Teufelskünste, die Studierten haben es immer wieder gesagt und müssen es schließlich wissen!“

„Erzählt nicht vom Teufel!“ meinte eine Magd.

„Ich kenne den Menschen nicht – hahaha! Und ob der ihn ‚nicht‘ kannte!“

„Das Tollste war aber, als drüben der Hahn krächte. Da hüpfte er hoch wie einer, der auf einem dünnen Ast zu sitzen meinte, und da war es eine Schlange. Mußte der Angst haben!“

„Draußen im Garten war er der einzige, der keine hatte. Da zog er blank. Vielleicht wollte er auch hier –“

„Glaube ich nicht! Sein Herr – der da oben – sagte ihm doch, er solle das Schwert an seinen Ort stecken. Wer das Schwert nehme, komme durchs Schwert um!“

„Stimmt. Klingt recht nach Priester! Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“

„Komisch – und das soll ein Aufwiegler sein? Müßte er nicht sagen: Nehmt das Schwert – ihr werdet siegen!“

„Das verstehen wir nicht, Linus. Doch da kommt Niger zurück.“ Ein langer, dunkler Soldat kam durchs Tor herein.

„Nun – wohin ist er gegangen, Niger?“

Der Dunkle hockte sich erst einmal bequem hin.

„Er ging die krumme Gasse entlang – ich ließ ihn ein Stück vorausgehen. Da vorn, wo die Nische zwischen den beiden Häusern ist, verschwand er plötzlich. Ich schlich mich hin –“

und da sah ich ihn. Er lehnte an der Mauer und weinte wie ein kleines Kind.“

„Aus dem werde einer schlau. Lacht mich ruhig aus – aber irgendwie muß das mit dem krähenden Hahn zusammenhängen!“

„Still, es kommt jemand die Treppe herunter!“

Es waren einige Männer, Unbekannte.

„Wenn man fragen darf: Wie ist es denn ausgegangen?“ fragte Linus.

Doch die Männer, die ziemlich verschnupft aussahen, sagten nichts, noch grüßten sie. Sie gingen zum Tor hinaus.

Hinter ihnen erschien Schaul, die rechte Hand des Kajaphas.

„Alle Soldaten, die im Dienst sind, sollen hereinkommen“, sagte er.

„Hoho – Schaul ist Centurio geworden! Gratuliere!“ dröhnte eine Baßstimme.

Schaul ging darauf nicht ein. Mit gewichtiger Miene trat er näher.

„Er hat alles eingestanden“, flüsterte er, „er ist zum Tode verurteilt. Sobald es heller ist, geht es zu Pilatus. Der Römer muß seine Zustimmung geben.“

„Hoffentlich verweigert er sie nicht – er tut oft das Gegenteil von dem, was ihr wollt“, meinte ein Soldat.

„Ach, da sei unbesorgt. Die Sache wird politisch gedreht“, sagte Schaul augenzwinkernd. „Rebell, Volksaufwiegler, Unruhestifter, Steuerverweigerer – wollen doch sehen, ob das nicht zieht!“



Der andere

Er lief gesenkten Hauptes durch die Straßen des von Menschen wimmelnden Jerusalem, nicht unnötig schnell und nach rechts und links schielend. Stieß er mit jemand zusammen, so ließ er sich ohne Gegenrede einen Tölpel nennen. Bald war er am Stadttor, von dem aus er sich auf die Straße begab, die in die Tiefe nach Jericho führte.

Nachdem er diese Straße etwa eine Stunde gewandert war, immer schneller, seitdem die Stadt hinter ihm verschwand, sprang er seitwärts hinter Stachelpflanzen auf einen kaum erkennbaren Pfad. Er lief ihn behend entlang, sprang über kleinere Klüfte, umkletterte vorgeschobenes Gestein und schien mehr ein Tier als ein Mensch zu sein. Mit Sicherheit fand er ein winziges Gerinnsel, das grün umrandet aus bleichem Kalkstein perlte, und trank im Liegen. Dann lief er in ein unübersehbares Feld von Steinen und kantete einen Stein mit aller Kraft auf die Seite. Unter ihm befand sich ein ausgeschartes Loch mit einem Bündel. Der Mann knotete es auf, entnahm daraus einen weiteren Rock, einen Dolch und einen Beutel.

„Alles noch da!“ sagte er zufrieden.

Als der Tag sich neigte, fand er eine Stelle, wo sich eine Stein-

platte aus dem Steilhang schob und ein natürliches Dach bildete. Dort legte der Mann sich in den feinen, pulvertrocknen Staub und verzehrte einige wilde Bienenwaben, die er unterwegs erbeutet hatte. – Schnell fiel das Dunkel auf die öden Wüstenberge, Sterne begannen zu blinzeln.

„Ich muß mich mit dem Dolch ritzen, den Schmerz spüren, das Blut schmecken“, murmelte der Mann, „ich kann es sonst nicht glauben, daß ich in Freiheit hier liege. Verfluchtes schwarzes Loch – das war die Hölle!“

Er wand seinen Leib, so daß sich im Sand und Staub eine Form für diesen bildete. Unter den Kopf mit der finsternen Bartwildnis hatte der Mann den Beutel und ein Bündel liegen.

„Ich muß mich daran gewöhnen“, murmelte er, ein Mensch der Einsamkeit, der mit sich selbst sprach.

„Aber daß sie mich freigaben! Alles hatte ich erwartet – das nicht!“

Und an seinem Auge zogen Bilder vorüber. Er sah den anderen neben sich stehen – der hieß auch Jesus, wie er. Er hörte den glatzköpfigen römischen Statthalter sagen: „Wen soll ich euch freigeben – Jesus Bar-Abbas oder Jesus, den Messias?“ Wie mochte das alles zusammenhängen? Alles wirkte wie auf einem Theater. Kaum hatte der Römer das gesagt, da schrien wie auf Kommando viele seinen Namen: „Bar-Abbas frei! Gib uns Bar-Abbas frei!“ Daß sie das wagten! Ihn freizubitten, der mit anderen einen Aufstand entfacht und einen Römer erschlagen hatte! Ja, wie ein Löwe hatte er sich damals gewehrt, da hatte ihm ein Schlag auf den Kopf die Besinnung geraubt. In stinkender Finsternis war er erwacht. Allmählich begriff er, daß das die hinterste Zelle im Gefängnis war. Vor ihm befanden sich zwei seiner Kameraden, er konnte mit ihnen durch die winzige Tür sprechen. Sie waren sich alle drei einig: Ausbrechen ist unmöglich – der Tod am Kreuz ist sicher.



Heute morgen waren sie gekommen. Er hatte für einen Augenblick die Absicht gehabt, wild um sich zu schlagen, trotz der Hand- und Fußseisen. Sie hatten jedoch nur ihn herausgeholt. Statt ans Kreuz ging es erst einmal an Mauern entlang und durch dunkle, kühle Gänge, durch einen Garten und schließlich durch heidnische Hallen – er hatte sie nie zuvor gesehen und hoffte auch nicht, sie wiederzusehen. Da stand er plötzlich auf einer Art erhöhtem, überdachtem Gang vor einem Platz voller Menschen: Juden. Alle Gruppen des Volkes erkannte

er. Neben ihm der bleiche Mann. Auf verziertem Stuhl der römische Glatzkopf. „Wen soll ich euch freigeben – Jesus Bar-Abbas oder Jesus, den Messias?“ Wer würde es wagen, seinen, des Bar-Abbas Namen, auszusprechen – des Römerfeindes, des Römermörders? Doch da brüllten sie schon! Und wie sie brüllten! Sie fielen dem Römer fast ins Wort. Da durchflutete ihn eine Hoffnung: er würde vielleicht freikommen – der Jesus Messias sollte sterben. Das hatten die Juden beschlossen. Ein Sklave des Statthalters kam hinauf und flüsterte dem Glatzkopf etwas ins Ohr. Der winkte ab. „Träume, Träume!“ sagte er verächtlich. „Sie soll sich nicht um diese Dinge kümmern!“

„Und was soll ich mit dem anderen Jesus, dem Messias, eurem König, machen?“

„Ans Kreuz! Ans Kreuz mit ihm!“ brüllten die bezahlten Schreier wie ein Chor im Theater der Heiden.

„Ja, aber dann sagt mir doch, welche todeswürdige Tat er getan hat. Ich habe keine finden können!“

„Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!“

Die bezahlten Schreier machten ihre Sache gut. Und dann das Theater mit dem Wasserbecken. Auf einen Wink des Statthalters brachte ein Sklave einen goldenen Dreifuß mit einem Becken und goß Wasser in dieses. Der Glatzkopf stand auf und tauchte seine weißen Weiberhände in das Wasser, ließ sie abtrocknen und sagte:

„Ich habe keine Schuld an seinem Tod – nehmt sie auf euch!“

„Ja, ja, ja!“ brüllten sie, „schon gut. Sein Blut komme über uns und unsere Nachkommen!“

Angewidert schüttelte der Römer seinen Kopf. Dann verkündete er mit seiner hohen, kalten Stimme:

„Jesus Bar-Abbas ist frei, Jesus, der Messias, der König der Juden, stirbt am Kreuz!“

Er erhob sich und ging grußlos. Soldaten lösten ihm, Bar-Abbas, die Hand- und Fußketten.

„Verschwinde, du hast seltenes Glück gehabt!“ sagte einer zu ihm.

Wie ein Träumender war er durch eine hintere Pforte ins Freie gelangt, jederzeit gewärtig, daß sie hinter ihm her liefen, um ihn wieder einzufangen. Durch die Stadt war er hindurchgegangen, durch das Tor, wo sein Herz noch einmal in den Hals hinaufschlug. Und nun lag er hier in der herrlichen Freiheit der wilden Steinwüste.

Merkwürdige Menschen! Er hätte zu seiner Verteidigung kein Wort sagen können – er hatte rebellierte, hatte dabei einen Römer erschlagen, darauf stand der Tod am Kreuz – damit mußte ein Zelot rechnen.

Aber jener andere Jesus! Der war ohne Schuld – das brauchte Bar-Abbas nicht erst den Römern zu sagen.

Und nun war er sicher tot. Hoffentlich war er es. Hoffentlich war es schnell gegangen.

Vater muß einen Balken tragen!

„Xander und Rufus, ihr könnt Vater entgegengehen. Er wollte noch einmal aufs Feld, das Gerät zusammentragen, und wird nun auf dem Heimweg sein. Aber geht nur bis ans Stadttor, nicht weiter!“

Die beiden dunkelhäutigen Jungen ließen sich das von ihrer Mutter nicht zweimal sagen. Sie legten sofort die Holzfiguren beiseite, mit denen sie gespielt hatten, und stürmten zur Tür hinaus auf die Straße. Die Straße, sonst schon bunt und immer neu, war jetzt, vor dem Passafest, das reinste Wunderland: Menschen, Esel, Kamele, Lastträger und Pilger, Krämer und Gaukler füllten sie.

Doch seltsam: Heute war die Straße vor dem Haus nicht so begangen wie sonst. Heute war es so ungewöhnlich ruhig überall. Sie gingen durch die schattenspendende Gasse, stießen auf die nächste – und sahen sich plötzlich einer Wand von Menschen gegenüber, die ihnen die Rücken zukehrten. Auf wen warteten die Leute?

Nach einigem Suchen fanden die Jungen Löcher in der Menschenwand, durch die sie hindurchschlüpfen konnten. Daß sie manch einer ärgerlich knuffte, störte sie nicht.

Jetzt wurde es laut. Sie kamen – auf die man wartete.

Voran ein römischer Centurio, ein Hauptmann, auf seinem Roß. Dann die Lanzenträger – wie ein Wald, der auf Wanderung ist, sah das aus.

Dann ging ein Raunen durch die Menge, einzelne Schreie wurden hörbar.

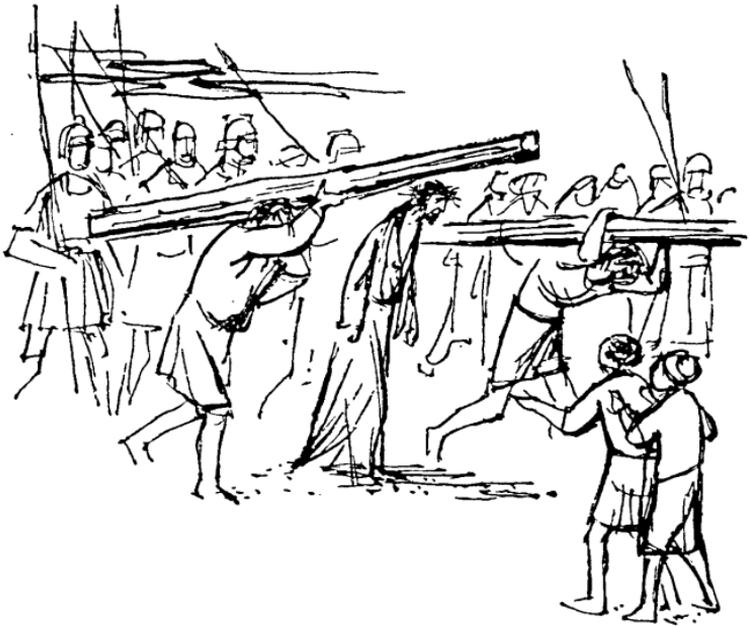
Vier Männer kamen, von allen Seiten bewacht. Drei davon schleppten Balken, ein vierter hatte Dornenzweige in seinem Haar, und Blut rann ihm über das Gesicht.

Jetzt gingen sie dichter an Xander und Rufus vorüber.

„Vater!“ schrie da laut Rufus. Er hatte seinen Vater erkannt. Der ging neben dem mit dem bleichen Gesicht und der Dornenkrone und trug einen Balken.

Der Balkenträger zuckte zusammen und sah kurz zur Seite. Er wollte seinen Jungen beruhigen und sagte: „Sag der Mutter—“ Doch da donnerte eine harte Stimme dazwischen: „Schweigen!“ Der Zug war vorüber. Die Straße füllte sich mit Menschen, die ihm nachdrängten. Xander und Rufus standen ratlos da. Dann rannten sie nach Hause, so schnell ihre kleinen Beine sie trugen.

„Mutter“, schrien sie schon beim Eintreten mit weit offenen Augen, „Vater muß einen Balken tragen. Wir haben ihn gesehen, Römer waren dabei mit Schwertern und Spießen, viele, viele Leute gingen hinterher. Sie gingen durchs Stadttor, wo der Weg nach dem Hügel Golgatha geht!“



„Was?“ rief die Frau entsetzt aus. „Was sagt ihr da – unser Vater? Das ist unmöglich, ihr werdet euch getäuscht haben!“

„Nein, er wollte etwas sagen. ‚Sagt der Mutter‘, sagte er – da schrie einer von den Soldaten dazwischen.“

„Gott unserer Väter – was hat er getan? Golgatha – das ist die Richtstätte. Was hat er getan? Hat er im Jähzorn einen Römer erschlagen –“

Ehe sich Xander und Rufus dessen versahen, war ihre Mutter an ihnen vorbei auf die Straße gelaufen, so wie sie war, ohne Kopftuch, barfuß. Sie rannte die Gasse entlang. An der Ecke stieß sie fast mit einem Mann zusammen. Es war ihr Mann, Simon, den sie wegen seines afrikanischen Geburtslandes Simon von Cyrene nannten.

Sie umarmte ihn und schluchzte.

„Was hast du denn, Lea?“ fragte er.

„Haben die Jungen mich etwa belogen?“ fragte sie hart zurück. „Sie kamen angelaufen und sagten mir, du müßtest einen Balken durch die Straßen tragen – nach Golgatha?“

„Sie haben mich gesehen, sie haben die Wahrheit gesagt, Lea. Ich habe einen Todesbalken getragen.“

„Aber warum denn?“

„Die Römer zwangen mich – nach dem Gesetz der Dienstleistung, du weißt. Der, welcher daran sterben sollte, war unter ihm zusammengebrochen. Es war Jesus aus Galiläa. Doch laß uns nach Hause gehen, ich erzähle dir dort alles. Es ist besser, man schweigt auf der Straße.“

„Ich kam nichts ahnend von unserm Felde“, begann Simon zu Hause, „ich hatte noch ein wenig Ordnung gemacht und alles Gerät unter das Grasdach gelegt, damit sich keiner von den hohen Herren aufregt, wenn er seinen Sabbatweg geht. Da sah ich die Leute. Zwei Verurteilte – Zeloten oder einfache Mörder, was weiß ich – führten sie und Jesus. Sie hatten ihn

mit einer Krone von Dornen verhöhnt, die trug er noch. Er war sehr geschwächt und brach zusammen. Hätte ich das gehnt, ich wäre noch eine Stunde auf dem Felde geblieben oder hätte einen großen Bogen um das alles gemacht. Aber nun stand ich mit am Straßenrande und sah zu. Da konnte ich nicht entfliehen.

Die Leute waren zum Teil gar nicht erbaut. Aber die hohen Herren hatten ihre Achtgroschenjungen darunter, die versuchten, Stimmung gegen Jesus zu machen. Und so stimmten einige in ihr Hohngeschrei mit ein. Nur die Frauen ließen sich nicht von ihnen beeinflussen. Viele schrien und klagten: „O Jesus – nur Gutes hast du dem Volk getan – und nun sollst du durch die Hand der Heiden schändlich sterben!“

„Hat man den Frauen etwas getan?“ fragte Lea.

„Nein, man gebot ihnen nur zu schweigen. Jesus sagte etwas zu ihnen, trotz seiner Schwäche. Er spricht aramäisch, so habe ich es nur halb verstanden. ‚Töchter von Jerusalem, weint nicht über mich – weint über euch und eure Kinder! Die Zeit wird kommen, da man sagen wird: Wohl denen, die keine Kinder haben – und: Berge, fallet auf uns und deckt uns zu!‘ Er war ganz ruhig, nur daß er manchmal taumelte. Ich habe die Zähne zusammengebissen vor Zorn. Ich dachte an dich und die Jungen, sonst hätte ich den Balken hingeworfen und den ersten besten mit seinem eigenen Römerschwert erschlagen. Draußen auf Golgatha warf ich den Balken hin. ‚Verswinde nun – oder guck zu, aber von weitem!‘ sagte ein Legionär zu mir. Ich eilte weg, ich habe nicht zusehen.“

„Wer ist das – Jesus?“ fragte Rufus seinen Vater.

„Laßt Vater jetzt, Kinder“, mahnte Mutter Lea, „er braucht Ruhel!“

„Nein, ich will euch erzählen, was ich von ihm weiß“, sagte der Vater.

Myrrbe und Wein

Auf dem Hügel, der im Volksmunde „Schädelstatt“ hieß, hallten Schläge: Holz auf Holz. Männer, die sich der Obergewänder entledigt hatten, setzten Balken in Löcher, die man ins feste Gestein gehauen hatte, und keilten sie fest. Drei Pfähle, die nach oben zu eine Aussparung für Querbalken hatten.

„So, da wären wir soweit“, sagte ein stiernackiger, dunkler Mann.

„Sie lassen sich Zeit“, meinte einer seiner Gehilfen, „sie führen sie erst durch die Stadt, zur Abschreckung. Der Prophet ist darunter, der Jesus von Nazareth.“

„Ja, der kommt hier in die Mitte, so hat es Pilatus befohlen. Für ihn ist ein besonders großes Schild da – hier, siehst du?“

„Was ist denn darauf geschrieben?“

„Kann ich vielleicht lesen?“

„Soll ich es euch vorlesen?“ fragte plötzlich hinter ihnen ein Mann, der unbemerkt hinzugetreten war. Er sah aus wie ein heruntergekommener Bettler.

„Kannst du denn lesen? Du, hierher darf übrigens keiner. Lies es uns vor und verschwinde!“

Der Bettler las: „Jesus der Nazarener, König der Juden.“

„König der Juden? Wer hat diesen Blödsinn geschrieben?“ fragte der Dunkle.

„Was weiß ich“, sagte sein Freund, „aber schreiben lassen hat es ein gewisser Pontius – das Wort ‚Blödsinn‘ ist möglichst zu vermeiden.“

„Ah, er will ihnen noch eins auswischen. Der König der Juden zum Passafest am Kreuz – Pontius haßt die Juden doch bis aufs Blut. König der Juden – das ist der Jesus doch nicht?“

„Er ist mehr als das“, sagte der Bettler.

„Hoho, kluger Freund – wer bist du eigentlich?“

„Tut mein Name etwas zur Sache?“ fragte der Mann. Darauf hantierte er unter seinen Kleiderfetzen und brachte ein Bündel hervor, das er sorgfältig und ohne Hast aufschnürte. Die anderen Männer, die bisher nur gelegentlich herübergeschickt hatten, traten herzu und beobachteten jede seiner Bewegungen.

Zwei kleine Flaschen holte er hervor und einen Becher. Er goß den Inhalt der Flaschen in den Becher. Dann sah er den Dunklen an und sagte langsam und betont deutlich:

„Diesen Becher sollt ihr dem Jesus reichen – ehe ihr ihn an das Kreuz nagelt!“

Seine Hände fielen ihnen auf – Priesterhände, Studiertenhände. Der war bestimmt kein Bettler!

„Bescheiden bist du nicht gerade“, sagte jedoch der Dunkle unbeirrt, „warum sollen wir denn gerade dem Jesus diesen Becher geben?“

„Damit er keine Schmerzen leidet – er ist ohne Schuld!“

„Weißt du das so genau?“

„Ja!“

„Wir dürfen so etwas nicht tun“, sagte der Dunkle.

„Henker haben große Rechte“, sagte der Bettler, „aber ich glaube, ich verstehe dich.“

Er griff noch einmal unter seine Gewandfetzen und brachte einen ledernen Geldbeutel hervor, nicht klein und prall.

„Das nehmt für euren Dienst!“ sagte er und gab ihn hin.

„Abzählen und gerecht verteilen“, sagten die übrigen, „dazu haben wir noch Zeit!“

„Nicht nötig, ich nehme es auf meine Kappe, das Geld gehört mir“, sagte der Dunkle. Murren, das aber erstarb, denn aus dem Tor der Stadt sahen sie den Todeszug kommen.

„Der Kerl ist verschwunden – wer mag das gewesen sein?“ fragte einer. In der Tat: Von dem Bettler war nichts mehr zu sehen.

„Ein verkleideter Reicher! Einer, der dem Jesus das Sterben leicht machen will. Myrrhe und Wein ist es. Hat er den Becher ausgetrunken, so schläft er in den Tod hinein und leidet keinen Schmerz.“

„Wirst du es ihm auch geben?“

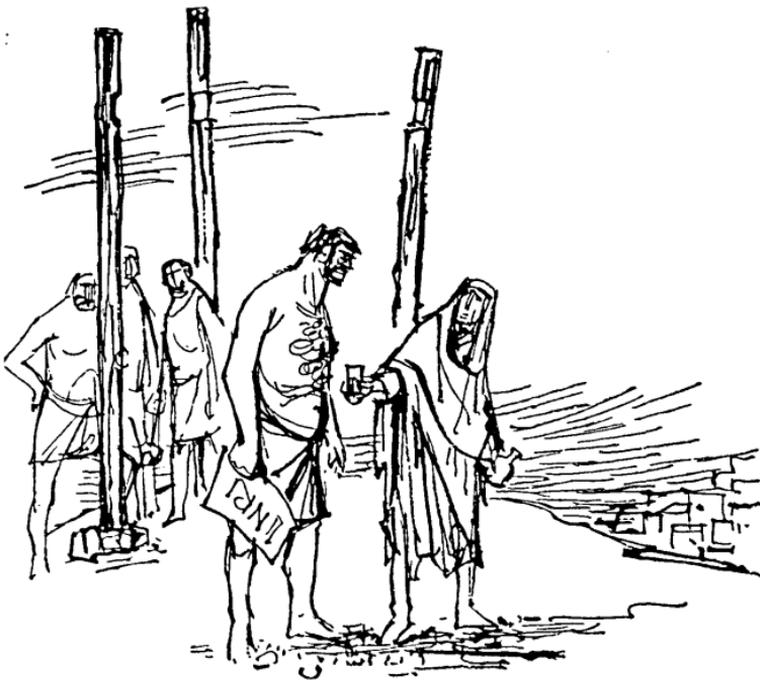
„Bin ich vielleicht ein Schuft – er bekommt ihn!“

„Die Juden werden protestieren!“

„Dann sollen sie protestieren. Ich glaube aber eher, daß sie sich mit mir nicht gern einlassen.“

Inzwischen war der Todeszug auf dem Hügel angelangt. Ein Mann warf schnell seinen Kreuzesbalken ab und ging. Es war ein Ersatzträger, der Delinquent war zu schwach gewesen – das kannte man.

Aller Blicke waren auf die todgeweihten Männer gerichtet.



Jesus in ihrer Mitte trug auf dem Kopf einen Kranz von Dornen.

Eine Pause, während der es unheimlich still war, trat ein. Dann las ein Mann mit kalter Richterstimme aus einer Rolle die Namen der drei und ihr Urteil vor. Er endete mit dem Befehl an die Henker, die Urteile zu vollstrecken.

Da stand der Dunkle plötzlich vor Jesus.

„Hier – trink!“ sagte er. „Es ist Myrrhe in Wein!“

„He – was soll das?“ schrie einer aus dem Haufen der Zuschauer.

„Henkersrechtel!“ sagte der Dunkle bestimmt.

Jesus hielt den Becher in der Hand. Er hob ihn. Doch er schüttelte den Kopf und reichte ihn dem Dunklen zurück.

„Wie du willst“, sagte der.

Das immer weiter vordringende gaffende Volk wurde von einigen Soldaten mit quergehaltenen Lanzen ziemlich unsanft zurückgedrängt, was nicht ohne Flüche und Verwünschungen abging. Ein junger Mann sprach jedoch mit einem der Soldaten, den er zu kennen schien, worauf er und einige Frauen stehenbleiben durften.

Und da hallten wieder Hammerschläge über die Schädelstatt, begleitet von Wimmern und Stöhnen; das grausige Schauspiel hatte begonnen, die in den Fels gesetzten Balken erhielten ihre Querbalken – und an dem auf diese Weise entstandenen Kreuz hing jeweils ein gequälter Todgeweihter.

Die zum Henkerdienst kommandierten Soldaten, die nun ihre Gewänder und Rüstungsstücke wieder angelegt hatten, verteilten nach altem Recht die Kleider der Gekreuzigten unter sich. Sie einigten sich mit leisen Worten. Zuweilen entschied der Dunkle. Jetzt hielt er ein ganz durchgewebtes Untergewand ohne Naht in der Hand, wie es die wohlhabenden Leute trugen – es war das Untergewand Jesu, wahrscheinlich

einst ein Geschenk. Der Dunkle hätte das gern für sich behalten – aber er hatte doch bereits den Geldbeutel. Das machte ihn großzügig.

„Los, würfeln wir!“ sagte er, als säße er in einer Taberna. „Wer die meisten Augen hat, dem soll das Gewand gehören!“

Das hörten alle gern. Durus, ein Mann mit einem schiefen Gesicht, gewann das Gewand. Er wollte es gerade gegen die Sonne halten, um die Feinheit des Gewebes zu prüfen. Doch er kam nicht dazu. Es war, als habe jemand eine schwarze Scheibe vor die Sonne geschoben, sie hatte keinen Schein mehr. Unheimliches Dämmerlicht fiel auf alles. Unter der Menge der Zuschauer hörte man Schreie. Man sah Leute davoneilen.

„Was ist denn das nun wieder?“ fragte der Hauptmann.

„Hat nichts weiter zu bedeuten“, meinte der Dunkle, „die Sonne verliert zuweilen ihren Schein – wie der Mond!“

„Aber ausgerechnet jetzt?“

Der Dunkle zuckte mit den Achseln. Wohl war ihm nicht in der unnatürlichen Dämmerung, das sah man ihm an.

„Was schreien da eigentlich die Juden immer?“ fragte ein Soldat. Ein Teil der Zuschauer war nämlich näher an die Kreuze herangerückt, hinter den Rücken einiger Hoherpriester, die sich nicht zurückdrängen ließen. Ja, die Juden schrien wie im Chore. Sie schrien: „Steig vom Kreuz – steig vom Kreuz – dann bist du der Messias!“

Die Worte wurden auch dem Hauptmann übersetzt.

„Sie verhöhnen ihn bis in den Tod – um die Räuber kümmert sich keiner“, sagte der wie für sich, „was mag der Nazarener ihnen nur getan haben?“

Er sah den jungen Mann mit den Frauen stehen.

„Sind das Angehörige des Nazareners?“

„Jawohl, Centurio!“

„Sie können an das Kreuz treten!“ sagte er.

Die Frauen schluchzten. Jetzt sprach der gekreuzigte Jesus mit dem jungen Mann und einer Frau. „Er soll ihr Sohn sein, sie seine Mutter“, wurde dem Centurio gemeldet.
„So redet kein Verbrecher“, dachte der Hauptmann laut. Er sah, daß Jesus auch mit den Gekreuzigten zu seinen Seiten



sprach – oder sprach er nur mit dem einen? Und was war das – was rief er jetzt?

„Er hat gesagt, er habe Durst, Centurio!“

„Gebt ihm zu trinken!“

Der Dunkle selbst nahm den langen, vorn gespaltenen Stock und klemmte den mit durststillendem Essigwasser getränkten Schwamm hinein. – „Trink, Jesus!“ sagte er.

Da schrien einige von den versammelten Juden wieder laut auf und stießen Schmähungen aus – aber keiner von ihnen wagte es, den Dunklen zu hindern. Sie redeten nun laut durcheinander, fuchtelten mit den Händen und ballten wohl die Faust nach den Gekreuzigten. So ging das lange. Verspätete Neugierige trafen auf der Schädelstatt ein, andere gingen.

Da drang ein Ruf über alle Häupter hinweg – ein Ruf aus Jesu Mund: „Eli Eli, lama asabthani –“

„Wen ruft er?“ fragte der Hauptmann.

„Er ruft niemand“, sagte der Sprachkundige an seiner Seite, „er hat nur laut ein Klagelied gebetet, wie dieses Volk sie hat – etwa so: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

„Still, er sagt wieder etwas!“

Und Jesus sprach: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Der Dunkle wollte ihm noch einmal den Schwamm reichen.

Da sprach Jesus schwach: „Es ist vollbracht!“

Sein Haupt sank ihm auf die Brust. Jesus war tot.

„Wahrhaftig – der war ein Sohn Gottes“, sagte der römische Hauptmann. Im nächsten Augenblick mußte er sich um sein unruhiges Pferd bemühen, das die Ohren zurücklegte und die Augen verdrehte. Der Erdboden zitterte plötzlich, und ferne und nahe Schreie durchschnitten die Luft. –

Langsam gewann die Sonne ihren Schein wieder.

Das Wasserbecken

„Wenn du in den auswärtigen Dienst gehst, dann laß dich nicht hierher versetzen“, sagte der Statthalter Pontius Pilatus zu seinem jungen Besucher. „Ich bin heilfroh, daß das Fest hinter uns liegt, es war das aufregendste bisher. Morgen reisen wir zum Meer zurück – du bist herzlich eingeladen mitzukommen.“

„Ich nehme die Einladung gern an“, erwiderte der junge Mann, „vielleicht gibst du mir noch einige gute Ratschläge, ich möchte doch gern in deine Fußtapfen treten – und warum nicht hier?“

„Lieber Lucius, Hartsein und nochmals Hartsein ist hier gleichbedeutend mit Menschenfreundlichkeit. Bist du nicht hart, dann fließt bald das Blut in den Straßen. Und vergiß nicht das Sprichwort: ‚Scherze mit den Sklaven, und sie zeigen dir das Hinterteil!‘ Am besten, man hat unter ihnen keinen Freund. Nehmen kannst du, was dir gefällt – nur mach einen Bogen um die Dinge, die mit ihrer verrückten Religion zusammenhängen. Man hat sie in Rom darin verhätschelt. Was macht übrigens der Alte auf Kap Misenum?“

„Alles wartet darauf, daß er stirbt“, sagte Lucius, „und das macht ihn grausam.“

„Siehst du, das kommt noch dazu: Du mußt nach Rom oder meinetwegen Capri schießen. Die Leute hier sind große Schreiber, schreiben gern Briefe, und der mißtrauische Tiger, der Tiberius, nimmt alles für bare Münze. Du weißt noch gar nichts davon und bist schon ein toter Mann. Ich habe wieder einmal hart eine Klippe umschiff, vor ein paar Tagen – hoffe es zumindest.“

Sie ließen sich auf ein halbrundes Polster nieder.

„Habe den Jesus, den Messias und Judenkönig, einen Wanderprediger aus dem Norden, exekutieren lassen. Hast du davon gehört?“

„Kein Wort!“

„War ein ganz und gar unschuldiger Mann –“

„Und du hast ihn – ?“

„Hör zu, aus dem Fall kannst du viel lernen. Unmittelbar vor dem Fest stehen in aller Frühe plötzlich die jüdischen Führer vor meiner Residenz, bringen den Jesus. Sie kommen nicht etwa ins Gerichtsgebäude hinein, o nein, das würde die Frommen und Reinen ja untauglich für ihr Priestern zum Feste machen – da hast du die Verhättschelei durch Rom! Man muß sich als Statthalter dazu bequemen, zu ihnen hinauszugehen.

Ich fragte sie: ‚Nun, was wollt ihr mit diesem Menschen?‘ Sie antworteten: ‚Wir wären nicht hier, wenn er nicht ein Verbrecher wäre!‘

Ich: ‚Dann verurteilt ihn doch – habt ihr denn kein Recht und Gesetz?‘

Die Juden: ‚Wir dürfen keine Todesurteile vollziehen!‘

‚Oho‘, denke ich, ‚das geht ja gleich aufs Äußerste.‘ Frage sie: ‚Was hat er denn Todeswürdiges verbrochen?‘

Die Juden: ‚Er hat das einfache Volk verhetzt, er stachelt zur Erhebung auf, sagt, dem Cäsar solle man keine Steuer entrichten – obendrein behauptete er, der Messias, also ein König zu sein!‘ Ich ließ den Jesus ins Haus treten, er kam ohne Widerstreben. ‚Bist du ein König?‘ fragte ich ihn.

Er antwortete: ‚Stellst du die Frage ehrlich von dir aus – oder fragst du es, weil die Juden es gesagt haben?‘

‚Hältst du mich für einen Juden?‘ sagte ich. ‚Deine Leute, eure Hohenpriester und wie sie alle heißen, haben dich hierhergebracht. Was hast du getan?‘

‚Ja, ich bin ein König‘, entgegnete er, ‚aber mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre es von dieser Welt, dann würden meine Soldaten kämpfen, ich wäre nicht in die Hände der Juden gefallen. Aber mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘

„Also ein König bist du?“

„Ich sagte es dir doch. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.“

Ich fragte ihn, was denn Wahrheit sei. Darauf konnte er wohl nicht antworten. Wahrheit, Wahrheit! Kannst du mir sagen, was Wahrheit ist, mein lieber Lucius? Dem einen ist sie dies, dem anderen das. Mir war aber sofort klar, daß es sich in seinem Falle um eine rein religiöse Angelegenheit handelte, und da ließ ich die Vorsicht walten, die mich die Erfahrung gelehrt hat. Die Juden sind in Parteien zerspalten, wegen der Religion. Sie bekämpfen sich hart. Da glauben welche, nach dem Tode gebe es ein Weiterleben. Die anderen lehnen es ab. Begünstigst du eine Partei, flugs hat die andere einen Brief an den Alten aufgesetzt und weggeschickt. Habe ihnen darum gesagt, daß meiner Ansicht nach der Mann unschuldig sei. Aber es war, als habe ich in ein Nest wilder Bienen gestochen. Sie schrien auf. Mit dem Recht war nichts auszurichten, das begriff ich blitzschnell. Und ebenso blitzschnell dachte ich an die Amnestie, die hier anlässlich ihres religiösen Hauptfestes üblich ist. Ein Gefangener wird immer freigelassen – der, den sie sich wünschen. Hatte drei ganz schwere Burschen in Haft. Zeboten, Dolchmänner. Ein Bar-Abbas war darunter, eine Art Anführer. Der hatte neulich mit einigen anderen einen kleinen Aufruhr mitten in Jerusalem angezettelt und dabei einen von uns erschlagen. Dachte mir, den stellst du hin – mal sehen, ob sie es wagen, ihn freizubitten – vor dem anderen, dem harmlosen Propheten. Aber kenne sich einer aus: Nicht einen Augenblick zögerten sie. Gerade ihn wollten sie haben. Sie hatten wohl bezahlte Schreier mit. Den Unschuldigen sollte ich kreuzigen. Tja, was macht man da, mein Lieber? Vor allem läßt man sich die Unschlüssigkeit nicht anmerken. Im-

mer eiserne Maske! Ich gab also den Bar-Abbas schweren Herzens frei, mir lag ja daran, sie zu beruhigen – und loszuwerden. Die Stadt ist überfüllt, wie leicht ist da ein Krieg entfacht – und die Schuld hat natürlich der Statthalter! Ließ dann den Jesus Messias geißeln. Die Soldaten verhöhnten ihn roh, setzten ihm eine Königskrone von Dornen auf, gaben ihm ein Schilfrohr als Zepter in die Hand und hängten ihm einen roten Tuchfetzen um die Schultern. Einige erlaubten sich im Übereifer Tätlichkeiten gegen ihn, gaben ihm Backenstreiche. Ich ließ ihn wieder vor sie führen, eine Gestalt des Hohns und des Jammers. Sagte: ‚Da seht euch diesen Menschen an – er hat keine Schuld!‘ Aber sie waren ganz besessen, schrien nur noch lauter ihr ‚Kreuzige, kreuzige!‘. Ich machte noch einen Versuch. ‚Einen Unschuldigen kreuzigen?‘ fragte ich.

Sie: ‚Er ist nicht unschuldig, er hat schwerste Schuld auf sich geladen. Er hat sich zum Sohn Gottes gemacht, das ist nach unserem heiligen Gesetz das höchste Vergehen, er muß sterben!‘ Ich nahm mir darauf den Jesus Messias noch einmal vor. Fragte ihn eindringlich, wer er sei. Aber da schwieg er. Ich sagte ihm, bei mir wäre die Macht, ihn kreuzigen oder laufen zu lassen. Da antwortete er: ‚Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre. Der mich dir ausgeliefert hat, der hat größere Sünde!‘

Er war mir sympathisch, der Mann, und ich war nun entschlossen, ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen und ihn laufen zu lassen. Doch nun kommt es – paß gut auf! Ich führte ihn wieder hinaus an den mit Steinplatten belegten Platz, den sie ‚Gabbatha‘ nennen, was etwa ‚Hochpflaster‘ bedeutet, und machte ihnen klar, daß ich Jesus freizulassen gedächte. Da schrien sie: ‚Läßt du diesen laufen, dann bist du kein Freund des Cäsars! Wer sich zum König macht, ist ein Feind des Cäsars!‘

Was sollte ich nun machen? Hätte ich ihn laufen lassen, so hätten sie demgemäß nach Rom berichtet – und postwendend wäre ich zum Alten bestellt worden. Was das zu bedeuten hat, weißt du. Ich möchte die Sonne schon noch einige Jahre sehen. Aber ich wußte mir zu helfen. Die Praxis hat einem allerlei Hilfsmittel in die Hand gegeben. Sie haben eine Sitte aus alter Zeit, die habe ich ihnen abgelauscht. Findet man in einem ihrer Orte einen Ermordeten, so waschen sich die Oberhäup-



ter der Stadt die Hände – zum Zeichen, daß sie mit dem Mord nichts zu tun haben, daß man sie deswegen nicht zur Rechenschaft ziehen kann. Das nehmen sie ernst, das hängt mit den komplizierten Gesetzen ihres obersten Gesetzgebers Mose zusammen. Ich habe mir einen Dreifuß angeschafft, der dort in der Ecke steht. Den ließ ich hinaustragen, mit einem gefüllten Waschbecken – und wusch mir vor ihren Augen die Hände – zum Zeichen, daß ich mit dem Tode des Jesus Messias nichts zu tun haben wollte. Sie gingen sofort darauf ein, über-

nahmen alle Verantwortung. Vergiß also ja nicht, dir so ein Wasserbecken anzuschaffen, solltest du einmal mein Nachfolger werden“, schloß Pilatus verächtlich lächelnd. Aber ihm schien noch etwas einzufallen.

„Übrigens hat die Sache doch auch etwas Gutes erbracht. Ich stand mich nicht gut mit ihrem König Herodes Antipas und nahm nun die Gelegenheit wahr, den Jesus Messias zu ihm zu schicken. Er sandte ihn kurze Zeit darauf mit einem weißen Gewand zurück – das ist bei ihnen das Narrenkleid. Seitdem sind wir Freunde – soweit man Freund eines Herodes Antipas sein kann.“ Der Springbrunnen plätscherte im Hof. Der junge Lucius war nachdenklich geworden.

„Dir ist die Lust vergangen, scheint mir“, sagte lachend Pilatus. „Übrigens gaben die Juden nicht einmal Ruhe, nachdem der Messias tot war – sehr schnell war er am Kreuz gestorben. Sie verlangten von mir ein Wachkommando an sein Grab – es liegt im Garten eines vornehmen Juden, merkwürdigerweise. Sie hatten Furcht, er würde vom Tode auferstehen. Nun, ich gab ihnen die Soldaten –“

„Vom Tode auferstehen?“ fragte ungläubig Lucius.

„Jaja“, meinte Pilatus, „hier glauben sie das verrückteste Zeug!“



Was machen wir mit dem Geld?

Als sie dicht am Rande des Felssturzes standen, begriffen die beiden jüdischen Männer, die römische Soldaten aus ihren Wohnungen geholt hatten, daß sie einen Toten bergen sollten. Es handelte sich offensichtlich um einen Selbstmörder. Er hatte sich wohl an einem Baum über dem Felssturz erhängt, dabei war der Strick gerissen und der Mann in die Tiefe gestürzt, wo er zerschmettert lag.

Die beiden verwünschten – wieder einmal – das lästige Dienstleistungsgesetz. Aber was konnten sie schon tun? Die Römer und ihre zusammengewürfelte Soldateska hätten ja doch kein Verständnis dafür gehabt, wenn sie erklärt hätten, durch die Berührung mit einem Toten und erst recht mit

einem Selbstmörder würden sie unrein und könnten das Passafest nicht mit ihren Familien feiern.

„Auf jeden Fall gehen wir gleich in den Tempel und reden mit einem der Priester vom Dienst – eine Möglichkeit, uns reinzusprechen, muß es doch geben!“ sagte der ältere der beiden. Sie kletterten in die Tiefe und bargen den Toten mit Stricken, um ihn dann auf dem Begräbnisplatz der Fremden und unbekanntenen Toten beizusetzen, wo kaum noch Platz vorhanden war. Auf ihre Bitte bescheinigte ihnen der Unteroffizier der Römer, daß er sie zur Dienstleistung im Interesse der öffentlichen Ordnung herangezogen habe, und mit der Bescheinigung erschienen die beiden im Tempel, der an diesem Tag leer und öde war – lief doch alles hinaus nach Golgatha, wo der Prophet von Nazareth gekreuzigt wurde. Nur fremde Pilger liefen von Halle zu Halle.

Den Opferdienst verrichtete ein alter Priester. Er war nicht erfreut über die beiden Männer, zuckte mit den Achseln und wühlte im Bart. Dann ging er hinüber in einen anderen Raum, wo noch ein Priester saß, und besprach sich leise mit ihm.

Der aber erklärte laut: „Ach, tu es schon! Sie haben den Dienst ja tun müssen! Den Zettel behältst du. Die wollen doch auch Passa feiern – sollen sie wegen der ekligen Arbeit, die sie tun mußten, auch noch bestraft werden?“

Das schien dem Alten einzuleuchten. Er sagte den beiden, sie sollten einstweilen in die Tempelhalle gehen und das Achtzehnbitten-Gebetsprechen und dann wieder zu ihm kommen.

„Der letzte Tag ist der schlimmste“, stöhnte der alte Priester Elieser. „Erst die Sache mit dem Geld – bringt Anäas, der Levit, eine Schale voller Denare, noch ehe ich mit dem Rauchopfer begonnen habe. Wer mag das Geld so respektlos in den Tempel geworfen haben? Im Zorn wirft man mit Steinen, aber nicht mit Denaren!“ Er kicherte über seine letzten Worte.

Immerhin, die Dienstzeit war wieder einmal um, er würde zurück zu seinem Häuschen wandern. Das hohe Fest kannte er zur Genüge, er betete lieber in der Stille.

Da kam eine Gruppe von Menschen in den Hof des Tempels, unter ihnen Priester Schaul, Schreiber und Gehilfe des Kajaphas. Sie wollten wohl nach dem Rechten sehen und prüfen, ob im Tempel alles für das Fest wohlgeordnet war.

„Der Erhabene segne dich, Elieser“, rief Schaul, „freue dich, Bruder, der Lästere hängt am Kreuz! Er ist nicht herabgestiegen, um uns und die Römer mit dem Hauch seines Mundes zu vernichten! Du kannst gehen – war etwas Besonderes?“

„Ja“, sagte Elieser, „da war die Sache mit dem Geld. Anäas hat Geld im Tempel gefunden, in der großen Halle – dreißig Denare. Dort in der Schale sind sie, ich übergebe sie dir. Wo sie hergekommen sind, weiß ich nicht und weiß auch Anäas nicht. Und außerdem sind drüben im Tempel beim Gebet zwei Männer, die wollen reingesprochen sein. Sie haben auf römischen Befehl einen Selbstmörder bestatten müssen. Hier auf dem Zettel steht es.“

Schaul prüfte mit spitzen Fingern das Papier – dann schaute er sinnend darüber hinweg.

„Ich will mal mit den beiden reden. Die können wir übrigens sofort reinsprechen, der Hohepriester macht das immer gleich, wenn es sich um eine Verunreinigung unter Zwang handelt. Anders ist es, wenn einer es von sich aus tut!“

Er ging.

„Ihr seid die beiden, die den Selbstmörder bestatten mußten?“ fragte er.

„Ja!“

„Alles in Ordnung. Ihr könnt euer Passalamm ungestört essen. Einer besonderen Bescheinigung bedarf es nicht. Darf ich euch etwas fragen: Wie sah der Tote aus?“

„Verunreinigt es nicht die heilige Halle, wenn wir davon sprechen?“ fragte der ältere der beiden.

„Nun, wir können ja auf den Hof gehen. Ihr nehmt es genau mit der Heiligkeit dieser Stätte, das freut mich. Aber nun redet!“

„Er war etwa mittelgroß, trug einen gestutzten schwarzen Bart, war also noch nicht allzu alt – Endvierziger, denke ich. Hatte eine große, scharfe, hervorspringende Nase, die unverletzt geblieben war. Neue Ledersandalen und ein Gewand aus gutem Stoff. Den Goldring am Finger nahm der römische Unteroffizier ihm ab –“

„Gut“, sagte Schaul, „ich danke euch, geht nun nach Hause!“ Als er sie davongehen sah, sagte er zu sich: „Das ist er!“

Es kamen jetzt immer mehr Bekannte in den Tempel herauf, Priester und Schriftgelehrte, Führer der Sadduzäerpartei, Kajaphas kam im kleinen Ornat, um bei den Reinigungszeremonien des Tempels anwesend zu sein. Auch Hannas kam ächzend heraufgestiegen.

Schaul trat zu ihnen.

„Einer unserer Freunde hat sich entleibt!“ erklärte er kühl.

„Was sagst du!“ fragte Hannas erschrocken. „Willst du das Fest unmöglich machen?“

„Ich will nichts, ich sage, was geschehen ist“, erklärte ohne großen Respekt Schaul, „aber es ist nicht weiter schlimm – es ist der Mann, der uns half, Jesus festzunehmen, dem wir dafür dreißig Denare gaben. Die dreißig Denare hat der diensthabende Levit in der Tempelhalle aufgelesen, sie sind hier. Und der Mann hat sich erhängt und ist dabei noch in einen Abgrund gestürzt – habe soeben seine Bestatter gesprochen, ihre Beschreibung stimmt genau.“

„Soso, hat er sich selbst entleibt? Warum wohl?“ sagte ohne Leidenschaft Kajaphas. „Er erschien bei mir, als ich vom Statt-

halter zurückkehrte, heute in der Frühe. Ich wollte ihn barsch abweisen in der Meinung, der Mann wolle noch mehr Geld herauspressen. Statt dessen stand er vor mir mit flackerndem Blick und zuckendem Bart. Ich sollte das Geld zurücknehmen. Er habe einen Unschuldigen verraten – ‚unschuldiges Blut‘ sagte er wörtlich. Ich habe ihn unsanft abgeschoben. Als wenn uns das noch etwas anginge! Da soll er zusehen, wie er damit fertig wird, dachte ich und sagte es ihm unverblümt. Und nun hat er sich entleibt – merkwürdig! Was machen wir mit dem Gelde?“

„Legen wir's zum übrigen Opfer – das wird heute nicht hoch sein!“



„Bist du nicht klug – es ist immerhin Blutgeld!“

Schaul wußte bald Rat.

„Wollten wir nicht schon lange einen Friedhof einrichten – für die fremden Pilger? Jetzt haben wir das Geld dazu – denn zu diesem Zweck darf es unbeschadet verwandt werden.“

„Ja, Schaul! Und am besten eignet sich für einen solchen Friedhof der Töpferacker – kaufen wir doch den Töpferacker, er ist verkäuflich!“

„Gut, gut“, sagte Schaul, „ich werde –“

Jäh brach er seine Rede ab – denn die Wände des Tempels schwankten deutlich, der Boden hob und senkte sich, durch die Pforten und Lichtöffnungen flutete helles Licht herein.

„Hinaus – schnell hinaus, der Tempel kann einstürzen!“ schrie Schaul. Wie eine Herde durch die Hürdenöffnung stürzten sie ins Freie.

„Was ist das denn heute nur?“ flüsterte Schaul und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Da kam mit lautem Geschrei ein Levit gerannt. „Erbarmung, Erbarmung!“ schrie er. „Das ist das Ende!“ Sie rüttelten ihn an der Schulter, er sah aus, als wäre er von Sinnen.

„Hast du noch keinen Erdstoß erlebt?“ fragte Schaul und versuchte, seiner Stimme einen sicheren Klang zu geben.

„Hundert Erdstöße“, stöhnte der Levit, „mehr als hundert – aber das noch nie! Liebe Herren, kommt doch, seht doch!“ Was sie sahen, machte ihnen die Knie schwach. – Der große Vorhang zum Allerheiligsten war mittendurch gerissen.

Die Maria von Magdala

„Komm mit, Maria!“ sagte Simon Petrus.

„Ja“, antwortete die Frau und blieb dennoch sitzen, wo sie saß. Immer wieder mußte sie ihre Gedanken ordnen. Es war ihr fast wie in den Tagen, als sie krank war – ehe Jesus kam und sie heilte. Sie wollte mit den beiden Männern in die Stadt zurückgehen und konnte es doch nicht.

Da zuckte Simon Petrus mit den Achseln.

„Das beste ist, wir lassen sie allein“, flüsterte er Johannes zu. Mit noch einigen Frauen – Salome, Johanna und der anderen Maria – war Maria Magdalena in der Frühe, noch im Dunkeln, nach dem Garten des Joseph von Arimathia aufgebrochen. Die Gartenpforte hatten die Frauen offen vorgefunden. Aber wie aus einem Munde hatten sie gesagt: „Wer wälzt uns die Steinplatte vom Eingang des Grabes?“ Die schwere Platte konnten selbst mehrere Frauen nicht von der Stelle rücken. Doch siehe: Die Steinplatte lag im Grase – dunkel gähnte der Grabesstollen.

Da hatte die Frauen der Schrecken gepackt, sie waren davongelaufen. Maria hatte das Haus aufgesucht, in dem sie einige Freunde wußte.

„Kommt, schnell!“ hatte sie durch die Tür gerufen.

„Was ist denn, Maria!“ Simon Petrus hatte vergebens versucht, die erregte Frau zu beruhigen.

„Sein Grab ist offen – der Stein ist weg!“

„Hast du das auch wirklich gesehen – im Frühlicht täuscht man sich, Maria!“

„Doch, doch! Wirklich und wahrhaftig – ich war ja nicht allein. Wir waren mehrere, wollten hinaus, ihn zu salben; die Festrüstung hatte uns doch überrascht, so daß wir nicht zu Ende kamen.“

„Wir müssen nachsehen, Simon“, sagte Johannes. Sie kleideten sich rasch an und begannen erst schnell zu laufen und dann zu rennen. Johannes rannte dem Petrus weit voraus und war zuerst im Garten. Er schaute in den dunklen Stollen, und als sich seine Augen etwas an dessen Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er hinten am Boden weißes Leinen.

Völlig außer Atem kam Simon Petrus an. Er holte ein paarmal tief Luft und fuhr sich mit der Hand über den kahlen Kopf, auf dem der Schweiß perlte. Dann ging er entschlossen in den Grabesstollen hinein.

„Hier liegen Leinentücher“, hörte der draußen wartende Johannes ihn sagen. „Und hier an der Seite sein Gesichtstuch. Johannes, Räuber sind auf keinen Fall hiergewesen – die hätten die Tücher mitgenommen, es ist bestes Leinen. Oder sie hätten sie nicht so fein gefaltet – komm doch mal herein!“

Da ging auch Johannes ins Grab. Er mußte sich etwas bücken. Er sah, daß alles so war, wie Petrus gesagt hatte, ging schnell wieder ins Freie und sann.

Inzwischen war Maria wiedergekommen. Sie saß auf dem Stein, neben welchem die Flaschen und Krüge mit Spezereien standen, und es liefen ihr Tränen über die Wangen.

Da sagte Simon liebevoll zu ihr: „Komm mit, Maria!“

Sie blieb im Garten. Die anderen kehrten heim.

Es wurde heller. Die aufgehende Sonne umrandete feurig Zypressen und Feigenbäume. Da schluchzte Maria Magdalena in ihrer Einsamkeit laut auf – um jäh zu erstarren.

Im Inneren des dunklen Grabesstollen sieht sie leuchtende Gestalten – Jünglinge, Engel – genau an der Stelle, wo der tote Leib ihres Herrn gelegen hatte. Und sie hört eine fragende Stimme: „Weib, warum weinst du?“

Da antwortet sie: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben!“

Wie sie das sagt, hat sie das Gefühl, als stehe jemand hinter ihr. Sie wendet sich um und sieht im Zwielficht einen Mann. „Das ist der Gärtner“, denkt sie, „den muß ich fragen!“

Er aber kommt ihr zuvor:

„Weib, warum weinst du – suchst du jemand?“

Sie spricht: „Herr, hast du ihn weggetragen? Sage mir doch, wo du ihn hingelegt hast, damit ich ihn holen kann!“

Spricht der vermeintliche Gärtner: „Maria!“

„Rabbuni!“ schreit sie erkennend und wirft sich ins Gras, ihm zu Füßen.

„Rühr mich nicht an, Maria“, sagt er, „denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen, daß ich auffahre zu meinem Vater und ihrem Vater, zu meinem Gott und ihrem Gott!“

Maria eilt. Die überschäumende Freude läßt sie alles verges-



sen. Ohne sich um die Menschen auf der Gasse zu kümmern, ruft sie, noch während sie an der bekannten Pforte klopft:

„Simon, Johannes – macht auf!“

„Maria, Kind – was hast du denn?“

„Schrei doch nicht so, Maria“, sagt eine ältere Frau.

„Ich habe den Herrn gesehen – ich habe ihn gesehen, so wahr ich vor euch stehe. Ich habe eine Botschaft an euch – aus seinem Munde – er fährt auf zu seinem Vater, unserm Gott!“

„Märchen!“ entfährt es im Hause dem Thomas.

„Arme Maria – sie ist wieder krank“, sagt Simon.

„Das Schlimme ist: sie verrät uns“, meint Thomas. „Ich werde gehen.“ – „Es wird gut sein.“ Johannes willigt ein.

„Wir gehen auch in unsern Heimatort“, beschließen die zwei Jünger aus Emmaus.

Am Abend saßen nur einige wenige in dem verborgenen Kämmerlein. Sie hatten einen Sack mit Mehl vor die Tür geschoben, so daß keiner sie öffnen konnte. Draußen hing überdies noch ein alter Teppich davor, der die Tür ganz verbarg.

Es dämmerte.

„Friede sei mit euch!“ sagte eine allen nur zu gut bekannte Stimme. Vor ihnen stand Jesus – wie er immer vor ihnen gestanden hatte. Nur daß seine Hände und Füße Nägelmale aufwiesen und seine entblößte Seite einen Lanzenstich. Da brachen sie in Jubel aus.

„Es ist wahr! Es ist die Wahrheit! Maria hat sich nicht getäuscht – Maria ist nicht krank!“

„Friede sei mit euch!“ sagte der Herr noch einmal. „Meine Brüder, wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich nun euch!“

Er beugte sich zu ihnen: „Nehmt den Heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlaßt, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Macht euch auf und geht hinauf an den See, nach Galiläa!“

Frühmahl am See

Sie aßen Brot und Fisch in zwielichtiger Morgenstunde. Der frische Wind sprühte Wasser über ihre Gesichter.

Wie in den vergangenen Zeiten war es: Jesus bewirtete sie. Und am Ufer, bei den Booten, zappelte es silbern und grau: der zweite Wunderfischzug Simons nach vergeblich durcharbeiteter Nacht.

Sie waren nach Galiläa, der Heimat am See, zurückgekehrt – die einstigen Weggenossen und Schüler Jesu. Waren den Weg gegangen auf Geheiß des Auferstandenen und aufgenommen worden wie Bemitleidenswerte, Gescheiterte, Unverbesserliche – mit nachsichtigem Schweigen oder dreistem Spott.

Jeder hatte still für sich seine Last getragen.

Doch es war, als zöge eine geheime Kraft den einen zum andern. So hatte am Abend des vergangenen Tages Andreas am Strande gearbeitet und sich dann in sein einstiges Boot gesetzt, hinten auf den durchlöcherten Fischkasten. Sein Bruder Simon Petrus war hinzugekommen und hatte sich schweigend neben ihn gesetzt. Später hatten Jakobus und Johannes die beiden gesehen und waren hinzugekommen. Thomas, Philippus und Nathanael aus Kana waren die Berge heruntergekommen. Wenn sie beieinander waren, wurde ihnen so froh ums Herz. Da war der Spott der Welt nichts.

Und nun war wieder das Wunderbare geschehen!

Jesus, ihr Herr, saß bei ihnen am Ufer – hatte Brot für sie geröstet und Fische für sie gebraten.

Das große, unbegreifliche Wunder ließ sie ehrfurchtsvoll schweigen.

Simon versuchte, die Regungen seines Innern zu unterdrücken, vermochte es jedoch nicht. Zu sehr lebte in ihm die Erinnerung an den ersten Wunderfischzug auf, der ihn Haus und

Familie und Gewerbe verlassen und mit Jesus ziehen ließ. Viel hatte er erlebt. Er schämte sich, wenn er an die Morgenstunde im Hofe des hohenpriesterlichen Palastes dachte, wo er seine Zugehörigkeit zu Jesus geleugnet hatte.

Jesus aber bedachte ihn mit keinem Vorwurf – das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit durchflutete Simon.

Und doch war da etwas in ihm, das er verwerfen mußte und nicht zum Schweigen bringen konnte.

Es war Neid – wenn er ehrlich war, mußte er es eingestehen. Er war neidisch auf den jungen Johannes, den Sohn des Zebedäus und seiner ehrgeizigen Frau. Auch jetzt hatte dieser seinen Platz neben Jesus inne.

Unter dem Kreuz hatte der Herr, wie Simon wußte, den Johannes seiner Mutter als Sohn übergeben. Beim Abendmahl hatte er ihm zu verstehen gegeben, wer der Verräter sei. Immer war dieser Jüngling einen Schritt vor ihm in der Liebe Jesu – und er, Simon, liebte doch seinen Herrn! Gott war Zeuge! Einmal hatte er es ihm beweisen können. Am Grabe, da stand er ratlos, der Jüngling, wenn er auch schneller gelaufen war als er, der Ältere. Er wagte wohl den Weg nicht in das Grabesdunkel. Für ihn, Simon, hatte es keinen Augenblick des Überlegens gegeben: er war sofort in den dunklen Gang getreten und hatte die Leinentücher des Auferstandenen gesehen. Wußte das Jesus nicht – er wußte doch alle Dinge! Und heute morgen, als sie enttäuscht und durchkühlt mit leeren Fischkästen dem Ufer zusteuerten und am Ufer eine Gestalt neben einem Kohlenfeuer sahen, hatte Johannes den Herrn zuerst erkannt. „Es ist der Herr!“ hatte er gerufen. Immerhin hatte Simon dem noch Unerkannten als einziger gehorcht und das Fischnetz an der Steuerbordseite des Bootes ausgeworfen – die anderen hatten nur zugesehen und dann geholfen. Und dann war er über Bord gesprungen, nur mit dem Hemd be-

kleidet, das er schnell angezogen hatte, um durch das Wasser zu Jesus zu eilen.

Hatte Jesus daraus nicht erkannt, wie lieb er ihn hatte?

Das Mahl am Ufer war zu Ende. Jesus erhob sich. Er winkte Simon Petrus, ihm zu folgen. Simons Herz begann heftig zu schlagen.



Langsam gingen sie den Strand entlang, im kühlen, nassen Sand. Da fragte Jesus: „Simon, Sohn des Johannes – liebst du mich mehr als diese?“ Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die übrigen sechs, die sich an den Booten zu schaffen machten. Aus Simon brach es hervor: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe!“

„Weide meine Lämmer!“ sagte Jesus.

In Simon jubelte es. Ihm sagte das der Herr! Er trug ihm die Schwäche jener bösen Stunde nicht nach.

Doch da fragte Jesus wieder: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“

Dieselbe Frage. Simon stutzte. So feierlich. Was meinte Jesus? Noch eifriger antwortete er: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe!“

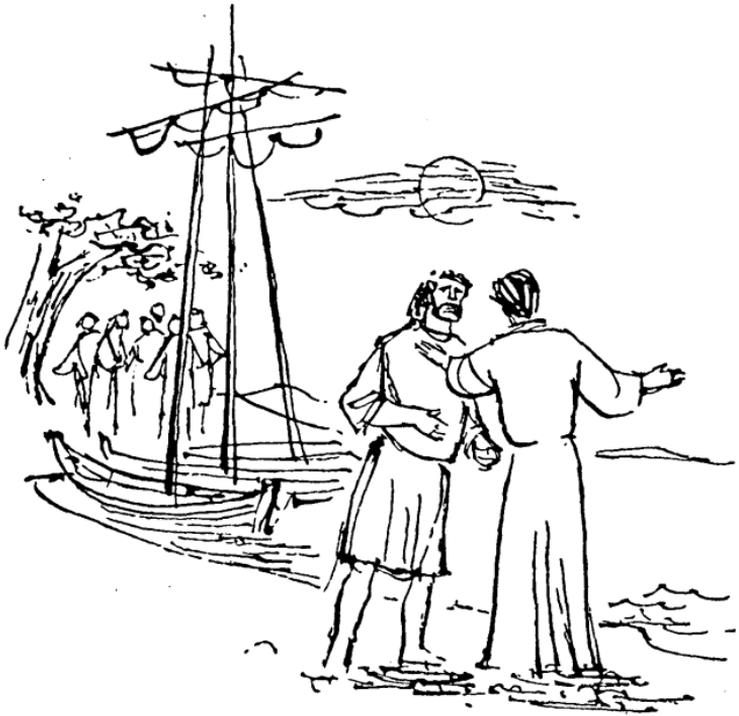
„Weide meine Schafe!“

Da begann Simon zu bangen, der Herr könnte noch ein drittes Mal fragen – ein drittes Mal! Oh, er würde begreifen, was der Herr sagen wollte, fragte er ein drittes Mal. Er hörte im Geiste einen Hahn krähen. Und es kam so.

„Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb?“

Da schoß Simon das Wasser in die Augen wie in jenem Winkel zwischen den Häusern von Jerusalem, und mit vor Scham und Reue bebender Stimme antwortete er: „Herr, du weißt doch alles! So weißt du auch, daß ich dich wirklich lieb habe!“

Da sah ihm Jesus ins Gesicht, mild und freundlich, und sagte: „Weide meine Schafe. Simon, höre, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selber und gingst, wohin du wolltest. Aber als Betagter wirst du die Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtend dorthin bringen, wohin du von dir aus nicht willst.“ – Da begriff Simon, daß er um seines Herrn willen leiden würde. Aber er fürchtete sich nicht davor. „Folge mir nach!“ sagte Jesus – wie einst.



Da vernahm er Schritte. Er wandte sich um – und sah den jungen Johannes, der ihnen nacheilte.

Mußte der diesen Augenblick durch sein Kommen stören?!

Fast ärgerlich fragte er:

„Herr, und was wird mit dem da geschehen?“

Jesus entgegnete ernst und mahnend:

„Simon, was kümmert dich das? Wenn es mein Wille ist, daß er am Leben bleibt, bis ich komme – was geht es dich an? Folge du mir nur nach!“

Da wurde es wunderbar still im Herzen des Simon Petrus. Er rüstete sich im Geist für weite Wege.

Klein will ich sein – von nun an

Die kleine Gemeinde hielt das Herrenmahl zur frühen Stunde, ehe die Luft über den Dächern von Damaskus zu flimmern begann. Sie sang einen Psalm, und dann ging jeder nach Hause. Ananias, das Haupt der Gemeinde, aber bat einige ältere und jüngere Männer, noch zu einer notwendigen Besprechung zu bleiben. Ananias war während der ganzen Zusammenkunft auffallend nervös und zerstreut gewesen.

„Es ist nichts Gutes, was ich euch mitzuteilen habe“, begann er, „uns stehen Tage der Heimsuchung und Prüfung bevor!“

„Wieso?“ fragte man. „In Damaskus kümmert sich kein Mensch um uns, hier kann man wirklich tun und lassen, was man will. In Jerusalem ist das anders.“

„Von den hiesigen Juden und auch den anderen Bürgern haben wir nichts zu befürchten“, erklärte Ananias, „aber ich weiß, daß ein Mann unterwegs ist, uns zu verfolgen und womöglich auszurotten. Der junge Pharisäer Saulus hat sich vom Hohen Rat in Jerusalem Vollmachten ausfertigen lassen an die hiesigen Synagogenvorsteher, die ihn berechtigen, uns aufzusuchen und festnehmen zu lassen zwecks Überführung nach Jerusalem. Und das wird dieser Mann gründlich tun! Viele sind um seinetwillen aus Jerusalem gewichen, er hat manchen auf dem Gewissen.“

„Und woher weißt du, daß er zu uns kommt?“ wurde gefragt.

„Darüber laßt mich heute schweigen“, bat Ananias, „ich habe manchen alten Handelsfreund, aber es ist auf jeden Fall besser, ich nenne vorerst keine Namen.“

„Wenn dieser Saulus kommt, besteht wirklich Gefahr für Leib und Leben“, meinte ein älterer Christ, „und wir sind verantwortlich für die Alten sowie die Frauen und Kinder – er macht keinen Unterschied.“

„Nein, er hat in Jerusalem keine Rücksicht auf das Alter oder die Jugend genommen, er wird hier genauso vorgehen.“

„Sollte man nicht die Polizeibehörden verständigen?“ fragte ein anderer.

„Ach, das hat keinen Zweck. Die wenden sich eher noch gegen uns, wenn man ihnen die alten Greuelmärchen auftischt, wir beteten einen gehängten Verbrecher an und wären darum nichts anderes als eine religiös getarnte Räuberbande.“

„Was also ist zu tun?“

„Zunächst wollen wir uns hier nicht mehr versammeln – bis auf weiteres. Wir müssen einen anderen Ort finden. Frauen und Kindern ist größte Vorsicht einzuschärfen. Sie sollen keinem Fremden Vertrauen schenken. Wir wollen auch keinen in die Gemeinde aufnehmen, der uns unbekannt ist.“

„Sollte man dem Pharisäer nicht einfach zuvorkommen?“ fragte in grimmiger Entschlossenheit ein junger Bursche. „Er will unseren Tod – lassen wir es nicht dazu kommen. Eine beherzte Tat, und die Gefahr ist gebannt!“

„Stephan – haben wir nicht sehr oft in unseren Versammlungen das Wort des Herrn gehört, das er im Garten zu Simon sagte: Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen! Du hast einen alten Vater zu versorgen, denke daran!“

„Ja, aber ich habe auch Brüder und Schwestern und will nicht, daß ein schnüffelnder Schurke sie mir nimmt“, beharrte trotzig der Bursche.

„Nein, keine Gewalttat! Unsere Waffe sei die Stille. Nicht Waffen haben den Saulus in Jerusalem untätig gemacht, daß er sich ein neues Wirkungsgebiet suchen muß – es ist die Stille der Brüder und Schwestern gewesen.“

„Woher kommt eigentlich der Haß dieses jungen Menschen?“

„Wahrscheinlich wird er bezahlt!“

„Ich glaube nicht, daß man ihn bezahlt. Der handelt aus eigenem freien Willen, daher seine Heftigkeit und Unnachgiebigkeit. Er handelt in dem Glauben, dem Gott der Väter einen Dienst zu erweisen, wenn er uns vernichtet!“

„Er soll Gamaliel-Schüler sein! Wie der alte, gern vermittelnde und abwägende Rabbi Gamaliel solch einen Schüler erziehen konnte – begreife ich nicht!“

„Er ist Pharisäer?“

„Ja, stammt aus Tarsus. Sehr klug, sehr gelehrt. Dazu ein geschickter Segelmacher. Junges Blut, Abenteuererblut! Fanatismus! Er geht allein und auf eigene Faust!“

„Spracht ihr nicht von Vollmachten?“

„Ja, es stimmt – die hat er sich geben lassen. Also sagt vorsichtig euren Angehörigen und den Alleinstehenden Bescheid. Kein Vorstellen, kein Zurschaustellen. Und daß keiner einen anderen von uns verrät – auch in Not nicht!“

„Gut!“

Sie schieden.

Ananias ging mit wachem Auge und Ohr durch die Stadt. Im



Hof der großen Karawanserei, einem Knotenpunkt der sich in der Stadt schneidenden Handelswege von Ost nach West und von Nord nach Süd, lagen Kamele und hantierten schweißtriefende Lastträger. Vorsichtig hörte sich Ananias um. Der Verfolger war noch nicht eingetroffen.

„Vielleicht ist es doch nur ein Gerücht“, versuchte er sich selbst zu beruhigen. –

Es vergingen ungestörte Tage. Die Gemeinde war gerüstet. Sie hatte einen neuen Unterschlupf gefunden, man kam in verschiedenen kleinen Gruppen zusammen. Ananias und seine Freunde wurden ruhiger.

Als er jedoch an einem heißen Nachmittag aus dem Schlaf erwachte, stand der Traum, den er gehabt hatte, lebendig vor seinem Auge oder eigentlich seinem Ohr. Eine Stimme hatte ihn im Schlaf beim Namen gerufen, er hatte die Stimme des Herrn erkannt. Sie hatte ihn aufgefordert, in die Gerade Straße ins Haus eines Mannes namens Judas zu gehen, dort befinde sich Saulus von Tarsus und sei blind. Er, Ananias, solle ihm die Hände auflegen, damit er wieder sehend werde. Ananias hatte sich gewehrt, was er nur konnte, und dem Herrn vorgehalten, was die Gemeinde gerade von diesem Verfolger in Jerusalem erfahren hatte. Aber die Stimme des Herrn hatte ihm geantwortet: „Geh unbekümmert! Dieser Mann ist mein auserwähltes Werkzeug, er soll meinen Namen vor Heiden und Könige und das Volk Israel tragen. Und ich will ihm zeigen, was er um meines Namens willen leiden muß! Ich habe ihn niedergeworfen, draußen vor der Stadt.“

Nur ein Traum? Ja, ein Traum! Aber der Traum ließ sich nicht verscheuchen.

„Es sind meine überreizten Nerven“, versuchte sich Ananias einzureden, „es ist die Angst.“

Er konnte jedoch nicht anders: Kurze Zeit darauf befand er



sich auf dem Wege in die Gerade Straße ins Haus des Bürgers Judas. Höflich fragte er: „Ist ein Blinder in diesem Haus?“ Bereitwillig gab man ihm Antwort: „Ja, es ist ein Blindgewordener in unserer Herberge. Vor drei Tagen haben sie ihn zu uns geführt – einen wohlhabenden Jerusalemer.“

„Ich muß zu ihm“, erklärte Ananias.

„Bitte!“

Ein Durchgang, ein Innenhof, eine Tür zu einem Obergeschoss. Im Dämmerlicht des Raumes sah Ananias einen Mann sitzen – klein, unscheinbar –, der seine Augen mit der Hand bedeckte.

„Wenn es Trug war, bist du das erste Opfer“, durchfuhr den Ananias erneut der Gedanke, den er bereits ein paarmal ver scheuchen mußte. Er trat näher.

„Bruder Saulus“, sagte er, „mich schickt der Herr zu dir, Jesus, der dir auf dem Wege in diese Stadt begegnet ist. Du sollst wieder sehen. Und mehr noch: Du sollst erfüllt werden mit heiligem Geist!“

Er legte dem Manne entschlossen die Hände auf Augen und Haupt. Als er sie fortnahm, sah er, daß Saulus ihm mit sehenden Augen folgen konnte.

„Ich will auf den Namen Jesu getauft werden, Bruder“, sagte der wieder sehend gewordene junge Mann. Und Ananias taufte ihn.

„Und nun laß uns zusammen speisen. Ich habe seit dem Tag meiner Finsternis nichts zu mir genommen – es ist heute drei Tage her!“

Ananias ließ sich nieder, mit betendem Herzen.

„Mein Vater gab mir den Namen Saul, den Königsnamen“, sagte Saulus, „obwohl er die Rechte eines römischen Reichsbürgers erworben hatte. Ich will den Königsnamen nicht mehr tragen, jetzt, wo ich von unserm Herrn in ein neues Leben gestellt bin. Klein will ich sein, von nun an. Paulus will ich mich nennen.“

Inhalt

- Nein, der Hirt war nicht betrunken! . 5
Sterndeuter, Magier – oder so ähnlich! . 9
Ein ungewöhnliches Beispiel . 14
Bring ihm den Rock! . 19
Alles im Stich lassen! . 24
Eine Zöllnerstelle ist frei geworden . 29
Keinen Wein mehr? . 34
Ich war bei ihm . 39
Er hat mir alles gesagt . 44
Sprich nur ein Wort! . 49
Wir wollen das Dach wieder flicken . 54
Kein Strandgut . 59
Sie brauchen keine Klagefrauen . 64
Was erdreistet er sich? . 69
Sie hat ihn wieder . 74
Was wollt ihr? – Unseren Gesundheitsschein! . 78
Samariterbriefe . 83
Schade um die schönen Schweine! . 87
Mich bringt keiner wieder nach Machärus! . 91
Zwölf Körbe übrig? Glaub' ich nicht! . 96
Er lief über das Wasser . 101
Ich weiß sein Geheimnis! . 106
Willkommene Störung . 110

Das war selbst seinen Fischern zuviel – . 114
Es hat nicht geklappt! . 119
Klettert auf den Baum wie ein Junge! . 124
Lach ihn tot! . 130
Fragt ihn doch selber! . 135
Er erschien wirklich! . 140
Er gibt mir nicht, was mir gehört! . 145
Wo habt ihr das Geld her? . 149
Ich weiß nicht mehr weiter . 154
Und das alles auf deinem Esel! . 159
Wie ein Sklave! . 164
Wer sollte das tun? . 168
Das Ohr war ab! . 173
Wir haben doch gesagt, was wir sagen sollten! . 178
Mägde und Soldaten . 183
Der andere . 188
Vater muß einen Balken tragen! . 193
Myrrhe und Wein . 197
Das Wasserbecken . 204
Was machen wir mit dem Geld? . 210
Die Maria von Magdala . 216
Frühmahl am See . 220
Klein will ich sein – von nun an . 225

Auf den Lebenswegen Martin Luthers

In Wort und Bild erzählt

*Herausgegeben von M. A. Kleeberg
und Gerhard Lemme*

*Mit Zeichnungen von Alexander Alfs
und zahlreichen Abbildungen*

224 Seiten. Ganzleinen DM 12,50

Zeichnungen, Fotos, Zitate und erläuternder Text vereinen sich zu einem Bericht, der die Stationen hervorhebt, die für Leben und Werk des Reformators bedeutsam waren. Das Buch hält sich streng an die Quellen und läßt Luther, wenn es um entscheidende Ereignisse seines Lebens geht, selbst zu Wort kommen. Die Darstellung ist anschaulich, das reiche Bildmaterial vermittelt einen guten Einblick in jene entscheidende Periode der Kirchengeschichte.

Melanchthon schrieb nach dem Tode des Reformators: „Und mag er auch tot sein – er lebt.“ Das gilt auch heute noch.

